

ULLRICH

WENN DIE

GIRAFFEN

ZUR TRÄNKE ZIEHN



Wenn die Giraffen zur Tränke ziehn

Von Prof. Dr. WOLFGANG ULLRICH

Direktor des Zoologischen Gartens in Dresden

NEUMANN VERLAG

4. Auflage · 1971

Alle Rechte dieser Ausgabe vorbehalten · © Neumann Verlag, Radebeul, Dr. Schmincke-Allee 19
Lizenz Nr. 151 · 310/1/71 ES 15 C · Einband- und Schutzumschlag-Gestaltung Hans Neubert und
Hellmuth Tschörtner · Sämtliche Farbbilder wurden vom Verfasser mit der EXAKTA aufgenommen
Satz und Druck von der Offizin Andersen Nexö in Leipzig · Typografie: Heinz Rzepka · Druckstöcke:
Graphische Kunstanstalt G. Rebner & Co., Leipzig und Tribüne Druckerei, Leipzig · Bindearbeit: Groß-
buchbinderei Paul Altmann KG, Leipzig · Hergestellt in der Deutschen Demokratischen Republik

Hyänen am Mto-Wa-Mbu

AM Mückenfluß – nichts anderes bedeutet Mto-Wa-Mbu – treffen sich alle Safaris, deren Ziel der Ngorongorokrater, die größte Caldera der Welt und eines der schönsten Wildschutzgebiete Afrikas, ist, und im Inderladen von Mto-Wa-Mbu herrscht immer Betrieb. Auch der Weg in die weite Serengetisteppe, die sich vom Hochland der Riesenkrater bis zum Viktoriasee ausdehnt, führt über Mto-Wa-Mbu. Wer Kaffernbüffel und Löwen schießen will, schlägt sein Zelt nicht weit von Mto-Wa-Mbu auf, denn in dem dichten Schilfgürtel, der den nahen Manyarasee umgibt, stehen große Büffelherden, und die Buschwildnis am Rande der kleinen ostafrikanischen Bruchstufe ist eines der letzten Rückzugsgebiete starkbemähter Löwen. Auch die Tierfänger, die im Gebiet von Lolkisale Nashörner und Elenantilopen fangen, ergänzen ihren Vorrat an Benzin, Lebensmitteln, Whisky und Wasser in Mto-Wa-Mbu. So ist die Wellblechbaracke des kleinen hageren Inders in Mto-Wa-Mbu eine Goldgrube. Mto-Wa-Mbu besteht nur aus diesem Inderladen mit Tankstelle und aus einigen Afrikanerhütten. In einer dieser Hütten wohnt der von der Mandatsregierung eingesetzte Distriktsbürgermeister, ein Afrikaner vom Stamme der Wambulu, dessen Hauptaufgabe es ist, die Steuern einzutreiben und Betrunkene auseinanderzutreiben. Damit seine Autorität auch äußerlich zum Ausdruck kommt, trägt er während seiner Diensthandlungen ein Gewehr bei sich. Aber Herr von Mto-Wa-Mbu ist der Inder in der Wellblechbude. Man sieht es ihm nicht an, daß er in Moshi, einer Stadt am Fuße des Kilimandscharo, eine große Autoreparaturwerkstatt besitzt und daß auf seinem Kontoauszug der Bank in Arusha eine sechsstellige Zahl geschrieben steht. Er könnte es sich leisten, einen großen schönen Laden in Mto-Wa-Mbu zu bauen, aber weshalb soll er dafür Geld ausgeben? Seine Kunden kommen auch in die Wellblechbaracke, und die Afrikaner, die er mit derselben lächelnden Miene betrügt, mit der er auch dem Europäer die Waren zu stark erhöhten Preisen verkauft – wobei er immer wieder betont, daß die Zeiten so schlecht geworden seien und er fast keinen Verdienst mehr hätte –, „haben“ keine Ansprüche zu stellen. Vom buntbedruckten Texashemd bis zum Grammophon, vom echten schottischen

Whisky bis zum Original Bols Eierlikör, vom Tropenanzug bis zum Massaischmuck ist hier alles zu haben. Messer, Ansichtskarten, Fleischkonserven, Schokolade, Zigaretten, Schuhe, Fahrradschläuche, Erdnüsse, Coca-Cola, Kaugummi, Motorenöl, Basttaschen, Filme, Nägel, Lippenstifte und tausend andere Dinge sind in Regalen aufgestapelt, die bis zum Wellblechdach reichen, hängen an den Wänden, liegen in bunter Fülle auf dem Ladentisch oder stehen in Kisten verpackt auf dem Fußboden. Alle Waren sind bedeutend teurer als in Arusha oder Moshi. Für manche wird sogar der doppelte Preis verlangt. Wenn der Käufer, verärgert über die hohen Preise, einen kräftigen Fluch ausstößt und den Inder zur Hölle wünscht, wird ihm mit unschuldigem Augenaufschlag beteuert, daß der Weg von Arusha nach Mto-Wa-Mbu so weit ist und die Transportkosten so hoch liegen und das Benzin teuer geworden sei und die Straßen schlecht sind und durch den Streik englischer Hafenarbeiter weniger Schiffe die Häfen anlaufen, daß alles sehr knapp sei und der Preis eigentlich noch viel zu niedrig wäre. Mit Achselzucken und dem Ausdruck tiefsten Bedauerns streicht der Inder dann das Geld ein. Er weiß genau, daß der weiße Bwana sich wieder beruhigen wird, daß es weit und breit keinen anderen Laden gibt und daß der Bwana ihn und seine Waren braucht – auch seine Mädchen, nach denen der Bwana abends fragt, wenn er Whisky getrunken hat.

Die Sonne sinkt langsam zur steilen Wand der kleinen ostafrikanischen Bruchstufe herab, die sich hinter Mto-Wa-Mbu erhebt. Ihr orangegelbes Licht, das sich, ehe es verlischt, zu leuchtendem Rot wandeln wird, kündigt die Nacht an.

Die Schirmakazien, die in der Nähe des Mückenflusses zu einem Galeriewald zusammentreten, werfen lange Schatten. Ihre gelbgrüne Rinde ist von dem roten Farbhauch der untergehenden Sonne überzogen, und das leuchtende Grün ihrer Blätter wird zu mattem Olivgrün. Wie auf ein Kommando beginnen die Zikaden ihren Gesang. Es schrillt von allen Zweigen und Ästen und erhebt sich als klirrender Gesang über die breiten Wipfel der Schirmakazien hinaus. Es ist, als vibrierte der ganze Wald unter ihrem Gezirp.

Eine Herde Zebras wandert durch den Akazienbusch. Langsam nähern sie sich der Straße, die Arusha mit Mto-Wa-Mbu verbindet, die hinter dem Mückenfluß in Serpentinaen auf den Bruchstufenrand hinaufklettert, sich am Kraterkessel des Ngorongoro entlangzieht und als Wagenspur durch die riesige Serengetisteppe bis zum Viktoriasee führt. Die Zebras laufen in einer langen Reihe, ein Tier hinter dem anderen, auf einem schmalen Pfad durch den Galeriewald. Als sie den Rang der Straße erreichen, die sie keine fünfhundert Meter vom Inderladen entfernt überqueren wollen, stutzt ein Hengst, der dem Rudel vorangeht. Ein ungewohntes Geräusch läßt ihn aufhorchen. Aber die Tiere hinter ihm drängen nach. Eine Stute, die ein halberwachsenes Fohlen führt, keilt aus. Dumpf schlagen ihre Hufe gegen die Brust

eines jungen Hengstes, der den Versuch unternahm, sie zu bespringen. Die Unruhe in der Herde wächst. Einige Tiere schnauben erregt, und plötzlich stürmen die ersten Zebras los. Schon hat ein Hengst die Straße erreicht, da rutscht er mit den Vorderhufen auf dem festgefahrenen glatten Weg aus, knickt ein und stürzt. Die Zebras, die ihm unmittelbar folgen, bäumen sich auf und werfen sich auf den Hinterhufen herum. In eine Staubwolke gehüllt, rast die ganze Herde auf dem schmalen Wildpfad in den Akazienwald zurück.

Der Sturz des Hengstes war Alarm für alle. Eine tatsächliche Gefahr bestand nicht, denn die Straße war leer. Weder Mensch noch Raubtier befand sich in bedrohlicher Nähe. Nur der Anblick des stürzenden Hengstes hatte die Flucht ausgelöst. Es war dasselbe Bild, das die Tiere schon manchmal in Panik versetzt hatte, wenn einer ihrer Artgenossen unter der Last des angreifenden Löwen oder von der Kugel eines Jägers tödlich getroffen zusammenbrach. Der Sturz eines Herdenkumpans bedeutet höchste Gefahr für das ganze Rudel.

Auch die Giraffen, die am Rand des Akazienwaldes soeben noch mit ihren langen Zungen die Blätter von den Zweigen der Bäume abstreiften, werden durch die Flucht der Zebras gewarnt. Völlig bewegungslos stehen sie und lauschen. Unvermittelt schwenkt ein starker Bulle seinen kräftigen, mit Fett prall gefüllten Hals herum und zieht langsam auf den der Straße entgegengesetzten Waldrand zu. Drei Giraffenkühe mit ihren kaum vier Wochen alten Kälbchen und ein Jungbulle folgen ihm. Langsam, fast bedächtig, schreiten die Giraffen dahin. Bevor sie zwischen den Akazien hervortreten und in die freie Grassteppe hinauswandern, verharren sie noch einen kurzen Augenblick. Jetzt macht eine Giraffenkuh, die ein Kalb führt, den ersten Schritt aus der Deckung heraus. Die Kühe laufen eine hinter der anderen, aber einen Abstand von etwa dreißig Metern untereinander haltend, dem Bullen nach. Die Kälber bleiben dicht bei ihren Müttern. Auch die Zebras treten aus dem Akazienwald heraus und wandern neben den Giraffen her auf Wildwechseln, die in gleicher Richtung verlaufen.

Viele Wildpfade ziehen durch die Steppen rings um den Manyarasee; alte Wechsel, die seit Jahrzehnten, vielleicht sogar Jahrhunderten bestehen, die von Tausenden harter Hufe zu tiefen Furchen und manchmal sogar knietiefen Gräben ausgetreten wurden. Daneben gibt es aber auch Wechsel, die erst vor wenigen Tagen durch einen Safariwagen entstanden sind, dessen Räder das ausgedörrte Gras niederdrückten. Die von der sengenden Sonnenglut ausgezehrten Halme bergen keinen Tropfen Zellsaft mehr in sich und können sich deshalb nicht wieder aufrichten. Gern folgt das Wild solchen Spuren, denn es scheut sich genauso wie der Mensch, durch Unterholz oder hohes Gras zu gehen. Sogar über die platte, mit ausgeblühtem Salz bedeckte, in der Tropensonne flimmernde Fläche des ausgetrockneten Teiles

des Manyarasees wandern die Tiere auf Radspuren von Safariwagen. Sie folgen sorgsam jeder Biegung dieser Reifenfährte, obwohl auch links und rechts daneben der Seeboden ohne Vegetation, ohne Hindernis ist. Ein unerklärlicher Trieb bindet sie an die Spur, an den Wechsel, an den Pfad. Auch der Mensch folgt den Wildwechseln, und die meisten Straßen, die heute durch Urwald und Steppe führen, waren und sind alte Wildpfade. So ist auch die im dürren Steppengras eingeprägte Autospur bis zur nächsten Regenzeit zu einem Wechsel für Zebras, Antilopen und Giraffen geworden. Wenn aber der erste Regen fällt und aus den Wurzeln neue Halme emporwachsen, ist bald nichts mehr vom zeitweiligen Wildpfad zu sehen. Dann verteilen sich die Herden weit über das grüne Land, denn sie finden nicht mehr nur am Rande der Seen und Flüsse Nahrung. Während der Regenzeit bietet ihnen die ganze Steppe ausreichend Futter. Schon nach wenigen Tagen sind die provisorischen Wechsel vom hochschießenden Gras überwuchert, und dauerhaft bleiben nur die alten Pfade, die von standorttreuen Tieren täglich begangen oder dann wieder vom Wild benutzt werden, wenn die grüne, blühende Savanne von der heißen Tropensonne in eine ausgedörrte, gelbe Graswüste verwandelt wird, wenn die letzten Wasserlöcher ausgetrocknet sind und das Wild zu den Gebieten zurückkehrt, die auch während der Trockenzeit feucht genug sind, um den Durst der Tiere zu stillen. Breit ausgetreten sind die Pfade der Elefanten, die von den Bergwäldern des Kilimandscharo, Meru, Longido, Ol Erok und der vielen anderen Berge in die Buschsteppe herabführen. Zu Beginn der Regenzeit wandern die Elefanten in das Buschland am Fuße der Berge, um die Blätter der im frischen Grün stehenden Akazien zu äsen. Wenn die Trockenzeit spürbar wird und viele Büsche und Bäume ihr Laub abwerfen, ziehen die Elefanten auf denselben Pfaden wieder zu den nebelfeuchten immergrünen Wäldern hinauf. Ihre Wege sind doppelt so breit wie die Wechsel der Zebras und sind bedeckt mit den Exkrementen der Riesen.

Jetzt hat die Zebraherde den Wald verlassen und ist in die Graslandschaft am Mückenfluß hinausgetreten. Im Gänsemarsch folgen die gestreiften Vierbeiner den Giraffen, die offensichtlich dem gleichen Ziel, der Tränke, zustreben. Auch die Gnus, die tagsüber in der Nähe des Schilfgürtels gestanden hatten, wo sie sich mit den Kaffernbüffeln vergesellschafteten, setzen sich in Bewegung und ziehen kopfnickend, wie es Pferde tun, wenn sie vor einen Wagen gespannt sind, über die Ebene, um sich den Zebras und Giraffen anzuschließen. Von allen Seiten kommen Wildherden und beteiligen sich an dem gemeinsamen Gang zur Wasserstelle. Auch von den mit riesigen Affenbrotbäumen bestandenen grünen Hügeln, den letzten Ausläufern des ostafrikanischen Hochlandes, kommen Zebras herab, um sich mit der großen Wandergemeinschaft zu vereinen. Sie tun es, obwohl der Weg der ziehenden Wildherden sie in großem Bogen zu diesen Hügeln zurückführt. Inzwi-

schen sind es über dreißig Giraffen geworden, und die Zahl der Gnus und Zebras überschreitet bereits ein halbes Tausend. Eine Hyäne, die im Gras lag und schlief, springt beim Nahen der großen Herde auf und rennt in einem unbeholfen anmutenden Galopp zwischen den Tigerpferden umher, die sich gar nicht um den Aasfresser kümmern. Nichts kann die wandernden Tiere ablenken. Es ist, als hätten sie sich einem großen Willen untergeordnet. Sogar die jungen Gnus, die sonst kaum längere Zeit beieinander sein können, ohne miteinander spielerisch Kämpfe auszufechten oder plötzlich zu bocken und nach allen Seiten auszuschlagen, als säße ihnen ein unsichtbarer Feind im Genick, den sie abschütteln wollten, selbst diese temperamentvollen Gesellen laufen, sich der großen Ordnung fügend, ruhig am Ende der Wandergemeinschaft dahin; denn obwohl die Tiere gemeinsam ziehen, bleiben doch die Herden in sich geschlossen. An der Spitze laufen die Giraffen, ihnen folgen die Zebras, und den Schluß bildet die Herde der Gnus. Als die Tiere die Hügelkette erreichen, ist die Sonne bereits hinter der Bruchstufenwand verschwunden. Tiefe Schatten legen sich über das Land.

Aus den Dornenbüschen am Rande der Hügelkette tritt ein starker Mähnenlöwe. Einen Augenblick bleibt er ruhig stehen und schaut über die Ebene zum Schilfgürtel des Manyarasees hinüber. Sein Maul ist geöffnet. In den Büschen am Fuße der Hügel verschwinden die letzten Gnus. Da setzt er sich in Trab. Es ist nicht der Hunger, der ihn zur Eile treibt, denn Wild gibt es hier genug, und jedes Raubtier wird satt. Es ist das Unheimliche der freien, deckungslosen Ebene, das ihn bedrückt und ihn zwingt, seinen Trott zu beschleunigen. Erst als er das Schilfdickicht erreicht hat, fühlt er sich wieder geborgen und verlangsamt seinen Gang. Jetzt schaut er auf die Ebene zurück, die er hastig überquert hat. Drüben am Akazienwald blinkt ein Licht, und manchmal werden Stamm und Krone eines Baumes flackernd erhellt. Am Waldrand steht ein Safarilager.

Der Inderladen von Mto-Wa-Mbu wird durch zwei Petroleumlampen beleuchtet. Auf einer Coca-Cola-Kiste sitzt ein Bure und trinkt Brandy.

„Woher kommen die Leute?“ fragt er den Inder, der dankend abwehrt, als ihm der Bure ein Glas Brandy eingießen will.

„Ich weiß nicht, Herr“, antwortet dieser ihm in Kisuaheli, denn in dieser Sprache wurde er auch angeredet.

„Ich glaube, es sind Amerikaner. Eine Frau ist auch dabei. Sie haben Whisky und Zigaretten gekauft.“

„Wer führt sie?“ fragt der Bure.

„Bwana Quinn ist bei ihnen. Sie wollen versuchen, einen Löwen zu bekommen.“

„Ausgerechnet am Manyarasee, wo die Biester hier so scheu geworden sind“, brummt der Bure und schüttet den Rest seines Brandys hinunter.

„Es sind aber starke Löwen da, Herr“, antwortet der Inder. „In der vergangenen Woche hat John Cherington in der Nähe der heißen Quellen, dort, wo die Massai ihr Vieh hüten, am Rande des Schilfes einen großen Löwen geschossen. Ich sah nie einen größeren.“

„Wie willst du einen Löwen sehen, wenn du den ganzen Tag nicht aus deiner Wellblechbude herauskommst“, bemerkt spöttisch der Bure und gießt sich noch ein Glas Brandy ein. „Die dreckigen Köter der Afrikaner kannst du hier sehen, aber keine Löwen.“ Dabei tritt er einem dünnen Hund, der sich auf der Suche nach Abfällen in die Baracke eingeschlichen hatte, in die Seite, daß der Köter laut kläffend mit eingezogenem Schwanz zur Tür hinauspringt. „Diese verfluchten Viecher tragen die Pest mit sich herum. Hättet ihr in Mto-Wa-Mbu – man kann sich die Zunge bei diesem verdammten Namen brechen – weniger Hunde, ihr hättet auch weniger Schlafkrankheit hier.“

„Herr, die Schlafkrankheit kommt von den Fliegen, sagen die Ärzte“, wagt der Inder vorsichtig einzuwenden.

„Ob Fliegen oder Hunde, das ist dasselbe Geschmeiß. Außerdem wissen es die Ärzte selbst nicht so genau. Warum hätten sie sonst an der Rhodesiagrenze das Wild abschießen lassen, die Elenantilopen, Büffel und Zebras? Wegen der Schlafkrankheit, haben sie gesagt, muß das Wild abgeschossen werden. Wenn die Büffel die Schlafkrankheit haben, dann sind die Köter, die ihren eigenen Kot fressen, bestimmt auch verseucht. Brandy ist die beste Medizin gegen Schlafkrankheit. Ich beuge vor.“ Der Bure hebt das Glas und trinkt es mit einem Zuge leer. Als der Inder wieder einschenken will, wehrt er ab. „Später, nicht jetzt, sonst verwechsle ich deine Großmutter mit deinen Mädchen. Wo sind die kleinen Honigvögel? Sag ihnen, daß ich da bin und ihnen gern etwas ins Ohr flüstern möchte.“

„Sie wissen, daß du da bist, Herr, und warten auf dich.“

Der Inder weist auf eine Tür, die in eine zweite, bedeutend kleinere Wellblechbaracke führt.

„Sie warten auf mich, sagst du? Das ist eine fromme Lüge. Willst du mir auch noch erzählen, sie hätten sich seit Tagen nach mir gesehnt, hätten meinetwegen gebadet und sich mit den teuersten Mandelölen eingerieben? Wenn hier in Mto-Wa-Mbu jemand wartet, dann bist du es. Du wartest auf mein Geld, auf das Geld für den Brandy und für die Mädchen. Sage ihnen, daß ich sofort komme, ich will nur noch einmal dorthin gehen, wo eure verseuchten Köter ihr Abendbrot einnehmen. Guten Appetit!“

Mit unsicheren, aber betont festen Schritten verläßt der Bure den Laden. Der Inder ruft durch die halbgeöffnete Tür den Mädchen zu, daß der Bwana bald zu ihnen kommt. Es sind Mädchen vom Stamme der Wambulu und Warusha. Auch

eine Inderin ist dabei. Sie kichern. Ein betrunkenere weißer Bwana kommt zu ihnen.

Vor den Zelten an weißgedeckten Tischen sitzen die Jagdgäste, die Charly Quinn führt. Es sind Amerikaner. Das grelle Licht der Benzinlampe bricht sich in ihren Wassergläsern, die auf dem Tisch stehen. Sie sind zur Hälfte mit Whisky gefüllt, den Charly in Mto-Wa-Mbu gekauft und im Safarieisschrank gekühlt hat.

„Sind Massai in der Nähe?“ fragt die Amerikanerin. Sie hat hellblond gefärbtes Haar und trägt eine giftgrüne Schirmmütze, die zu dem Rot ihrer geschminkten Lippen in Kontrast steht.

„Nein, nicht in der Nähe“, antwortet Charly. „Die nächste Massaiboma ist noch mindestens fünf Meilen entfernt.“

„Ich habe aber ein Baby schreien hören“, entgegnet sie.

„Das war ein Buschbaby, ein Halbaffe, Mrs. Brenton“, erwidert Charly und schaut in die Zweige der Schirmakazie, unter der sie ihr Zelt aufgeschlagen haben. Aber er kann das Tier nicht entdecken. Dann nimmt er seine Taschenlampe und leuchtet hinauf. Zwei große runde Augen glühen im Lichtkegel auf. „Dort ist das Buschbaby, sehen Sie es in der Astgabel sitzen?“

„Ja, es könnte ein Eichhörnchen sein. Ist es giftig?“ fragt Mrs. Brenton.

„Nichts ist in Afrika giftig, außer einigen Schlangen, Skorpionen und Spinnen“, mischt sich Mr. Brenton in das Gespräch ein.

„Du kannst das nicht wissen, Freddy“, weist sie ihn zurück und wiederholt noch einmal ihre Frage, die an Charly gerichtet war.

„Mr. Brenton hat recht“, sagt Charly, „die Buschbabys sind harmlose Tiere, aber ihre Stimme klingt seltsam, so wie das Schreien eines Kindes.“

„Ich werde kein Auge schließen können, wenn das Buschbaby die ganze Nacht schreit“, sagt Mrs. Brenton.

„Es wird nicht die ganze Nacht schreien. Sie werden ruhig schlafen können“, antwortet Charly.

„Vielleicht ist es besser, wenn Sie es schießen, Mr. Quinn.“

„Ich möchte nicht auf das Buschbaby schießen. Ich möchte hier überhaupt keinen Schuß abgeben, denn wir würden uns den Löwen vergrämen, den wir morgen jagen wollen“, gibt Charly zurück. Er ist ärgerlich, weil man von ihm verlangt, auf das Buschbaby zu schießen.

„Sind die Löwen denn so nahe?“ fragt Mrs. Brenton.

„Die Löwen können in der Nähe sein. Tagsüber stecken sie meist im Dornenbusch des Hügellandes, und während der Nacht kommen sie heraus, um in der Steppe zu jagen. Ich glaube, daß wir die Löwen morgen dort finden werden, wo

heute abend die Giraffen, Zebras und Gnus verschwanden. Wahrscheinlich sind die Löwen dem Wild gefolgt“, antwortet Charly.

„Vielleicht sind sie auch am Schilfrand oder hier im Akazienwald, das ist doch auch möglich, nicht wahr?“ fragt Mrs. Brenton. Als sollte ihre Frage noch unterstrichen werden, erklingt im gleichen Augenblick das Gebrüll eines Löwen. Zuerst mit tiefen Tönen beginnend, steigt es langsam an, nimmt an Lautstärke zu und verebbt in kurz abgehacktem Keuchen. „Ich habe es gewußt, die Löwen sind in der Nähe“, ruft ärgerlich Mrs. Brenton.

„Der Ruf kam von den Hügeln herüber, Mrs. Brenton, Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Der Löwe wird erst zum Schilf kommen, wenn er drüben im Hügelland keine Beute macht. Denn hat er ein Tier erlegt, so bleibt er mehrere Tage am Riß. Wir könnten ihn dann leicht aufspüren.“

„Wo werden Sie schlafen, Mr. Charly?“ fragt Mrs. Brenton und fügt, ohne eine Antwort abzuwarten, hinzu: „Sie schlafen doch mit uns im Zelt?“

„Nein, ich werde mich im Safariwagen niederlegen. Ich bin es gewöhnt, dort zu schlafen, und finde es sehr bequem.“

„Das dürfen Sie nicht! Es ist Ihre Aufgabe, für unsere Sicherheit zu sorgen. Ich möchte, daß Sie in unserem Zelt schlafen!“

„Sie schlafen bei uns“, sagt jetzt Mr. Brenton, und es klingt wie ein Befehl. „Meine Frau muß sich erst an das Leben in der Wildnis gewöhnen.“

Charly nickt stumm und trinkt seinen Whisky aus. Vom Baum klingt wieder der Schrei des Buschbabys. Charly leuchtet noch einmal mit der Taschenlampe in die Äste hinauf. Der Galago sitzt immer noch auf demselben Ast, springt aber, als er von dem Lichtkegel getroffen wird, mit einem großen Satz auf den Nachbarbaum, der mindestens drei Meter entfernt steht, und verschwindet dort in der Dunkelheit.

„Wir müssen morgen sehr zeitig aufstehen. Es wird gut sein, wenn Sie jetzt schlafen gehen“, sagt Charly. „Ich schaue noch einmal nach den Boys. Gute Nacht!“

Charly geht zum Lagerfeuer, das einige Meter vom Zelt entfernt brennt. Die Bediensteten sitzen um die lodernden Flammen herum und unterhalten sich laut schwätzend. „Morgen eine Stunde vor Sonnenaufgang den Kaffee bringen und gekochte Eier auch! Hast du verstanden, Tumbu?“

„Ndio, Bwana, ja, Herr“, sagt der Koch.

„Und nun haltet euer Maul, die Memsab will schlafen. Kwaheri, gute Nacht!“

„Kwaheri, Bwana“, antworten die zwölf Afrikaner. Ihr Bwana hat schlechte Laune.

Der Galago läßt gegen Mitternacht noch einmal seinen quäkenden Schrei ertönen, aber Mrs. Brenton hört ihn nicht mehr. Sie wälzt sich unruhig unter ihrem Moskitonetz hin und her. Sie hat schlechte Träume. Auch die Afrikaner haben sich in ihre Decken eingehüllt und schlafen. Nur manchmal erhebt sich einer und schiebt

einen Ast tiefer in das glimmende Feuer hinein. Ein Funkenregen stiebt hoch, und kleine Flammen lecken über die trockene Rinde hinweg.

Der Galago macht Jagd auf Insekten. Seine fast papierdünnen großen Lauscher, die an die Ohren der Fledermäuse erinnern, biegen sich nach allen Seiten und fangen jedes Geräusch auf, auch das leise Summen der Nachtschmetterlinge, die in schwerfälligem Flug um die Baumkrone kreisen. Mit seinen kleinen dünnen Fingern, deren Spitzen sich zu runden Kugeln verbreitern, die ihm als Haftflächen das Klettern auch an glatten Stämmen ermöglichen, hascht er blitzschnell seine Beute. Das gefangene Insekt flattert kaum eine Sekunde zwischen seinen Fingern, dann beißen die nadeldünnen, spitzen Zähne zu. Schnell ist die Beute verspeist, und schon wieder lauschen die Ohren auf ein neues beuteverheißendes Geräusch.

Eine Hyäne, angelockt durch den Geruch des Fleisches, das die Afrikaner als Überreste ihrer Mahlzeit in einem Ast festgeklemmt haben, schleicht um das Lager herum. Sie nimmt jede Duftspur am Boden auf. Den Geruch des Stiefelfettes der Jagdschuhe, die Mr. Brenton sich von einem Inder in Nairobi anfertigen ließ, verfolgt sie bis zu den Feldstühlen, die vor dem Zelt stehen. Dort schnappt sie ein Stück Schinken auf, das Mr. Brenton beiseite warf, weil es ihm zu zäh war, und trägt ihn einige Meter davon, genauso wie sie das auch am Löwenriß zu tun pflegt, wenn sie ihren Anteil an der Beute stehlen muß, weil der Löwe noch die Beute bewacht. Mit einem Biß hat sie ihren kärglichen Fund verschluckt. Hyänen haben keine Zeit zum Fressen. Sie müssen das Fleisch schnell von den Knochen reißen und gierig verschlingen, denn meist sind außer ihnen noch Schakale und Geier bei der Beute, und alle wollen möglichst viel von dem haben, was der Löwe oder der Jäger ihnen übriggelassen hat.

Bald ist die Hyäne wieder im Lager. Sie lauscht am Zelteingang und schaut zu den Schläfern hinein. Als Charly sich auf seinem Bett, das unmittelbar vor dem Zeltgiebel steht, herumwirft und dabei im Schlaf einen tiefen Seufzer ausstößt, fährt die Hyäne zusammen und trabt davon. Aber nach wenigen Schritten bleibt sie stehen und dreht den Kopf zum Lager zurück. Ein Jagdlager ist für sie sehr anziehend, denn sie hat schon wiederholt die Erfahrung gemacht, daß in der Nähe von Zelten und Menschen reichlich Beute zu finden ist. Deshalb wirkt auch dieses Duftgemisch von Menschengedünst, Benzin, Rauch und tausend anderen Dingen, die ein Safarilager für die empfindliche Nase einer Hyäne kennzeichnen, immer anlockend. Das kennen auch die Schakale, die jetzt draußen in der Steppe stehen, den Kopf zum Mond erheben und ihr klagendes Geheul anstimmen. Die Hyäne lauscht, dann senkt sie den Kopf tief zum Boden hinab, und indem sie ihren schweren Schädel langsam bis zwischen die leicht gespreizten Vorderbeine sinken läßt, um ihn darauf ruckartig nach vorn zu werfen, läßt sie ihren Ruf: Uuuh-hui, Uuuuh-hui

über die Steppe ertönen. Bei dem langgedehnten Uuuuh sinkt der Kopf zum Boden hinab, bei dem kurzen hui schnell er nach vorn. Fern, wahrscheinlich im Dornbusch des Hügellandes, antwortet eine Artgenossin, und auch die Schakale, die bereits ihr Lied zu Ende gesungen hatten, beginnen von neuem. Nur der Löwe wird durch das Geheul der Hyänen und Schakale nicht angeregt, auch seine Stimme erschallen zu lassen.

Ein Afrikaner erwacht und schleudert einen Ast in die Richtung, aus der die Stimme der Hyäne erklingt. Der dumpfe Aufschlag des Holzes erschreckt das Tier. Sein Ruf bricht unvermittelt ab. Nur die Schakale keckern noch weit draußen in der Steppe. Auch die Hyäne im Hügelland ist verstummt. Aber vom Manyarasee ertönt jetzt ein anderer Laut, ein stöhnendes abgehacktes Grunzen, die Stimme der Flußpferde.

Immer noch steht die Hyäne und lauscht. Langsam tritt sie jetzt wieder näher zum Lager hin. Das angebrannte, noch schwelende Holz, das der Afrikaner nach ihr warf, liegt auf ihrem Weg. Sie riecht daran und zuckt zurück. Der Brandgeruch beißt in die Nase. Sie macht einen Bogen um den Ast herum und läuft zum Zelt hinüber, dorthin, wo sie den Schinken fand. Der Geruch des frischen Fleisches, das die Afrikaner aufgehängt haben, zieht sie wieder an. Aber zwischen ihr und dem Fleisch liegen die schlafenden Menschen, glimmt das Feuer, stehen Kisten, Tassen und Teller. Vorsichtig wagt sie sich einige Schritte näher an das lockende Ziel heran. Plötzlich sieht sie im Gras sich etwas bewegen. Eine Maus, die den Lagerboden nach freißbaren Dingen absucht, hat ein Stück Brot gefunden und knabbert an der Beute herum. Nicht lange, dann stirbt sie zwischen den kräftigen Kiefern der Hyäne. Für diese wenigen Sekunden war der Fleischgeruch vergessen, war die Aufmerksamkeit nur der Maus als neuer, wenn auch bedeutend kleinerer Beute zugewandt.

Einer der Schläfer rekelte sich, wacht auf und wirft einen dünnen Zweig in die Glut, daß die Flammen für einen kurzen Augenblick hoch aufsteigen. Die Hyäne knickt vor Schreck in den Hinterbeinen ein und macht einen kurzen Sprung zurück. Dabei streift sie die vom Koch zum Trocknen aufgestellten Blechteller und Töpfe, die klappernd durcheinanderfallen. Der Lärm erschreckt die Hyäne noch mehr, und schnell ergreift sie die Flucht. Charly kriecht aus dem Zelt.

„Was ist los“, ruft er dem Afrikaner zu, der ebenfalls, durch das Geräusch erschreckt, aufgestanden ist und ein brennendes Holzsplitter in der Hand hält.

„Fissi, eine Hyäne, Bwana.“ Charly murmelt etwas vor sich hin und kriecht in das Zelt zurück. Es wird wieder still im Lager. Die Hyäne wagt sich nicht mehr zum Lager zurück. Sie tritt in die Steppe hinaus. Die Gnus, Zebras und Giraffen sind, nachdem sie ihren Durst an der Tränke im Hügelland gestillt haben, in die offene Steppe zurückgekehrt. Hier bieten keine Dornbüsche, kein Sansevierenge-

strüpp und keine Akazien den jagenden Raubtieren Deckung. Hier ist es für den Löwen schwierig, sich unbemerkt dem Wild zu nähern, denn der Mond erhellt die Nacht, und zahlreiche Augen halten nach allen Seiten Ausschau, viele Nüstern saugen die Witterung ein, die der Wind zur Herde trägt, und mehr als tausend Ohren fangen das leiseste Geräusch auf.

Die Tiere stehen eng beieinander. Einige Zebras haben sich gelegt, die Schnauze auf den Boden gestützt. Sie schlafen. Aber es ist nur ein leichter Schlaf, aus dem sie durch das Warnschnauben eines Artgenossen schnell aufschrecken werden und die Flucht ergreifen können. Mit hängenden Köpfen stehen Gnus in kleinen Gruppen zusammen. Andere laufen grunzend zwischen den ruhenden Tieren umher. Auch nachts ist immer Bewegung in der Herde. Die Giraffen lassen ihre Hälse müde nach vorn sinken. Einige dieser langhalsigen Riesen liegen. Die Beine unter den Körper gezogen, den langen Hals im Bogen über den Rücken gespannt und den Kopf auf die schweren Muskeln der kräftigen Hinterbeine gelegt, so schlafen sie. Als die Hyäne die Herde erreicht hat, springt ein Giraffe auf. Der Raubtiergeruch hat sie aus dem Halbschlaf gerissen. Sofort sind auch alle anderen Tiere fluchtbereit. Aber das ruhige Verhalten der aufgeschreckten Giraffe überträgt sich auf die ganze Herde. Es ist keine Gefahr. Die Köpfe der liegenden Zebras sinken wieder zum Boden hinab, und die Gnus lassen von neuem ihr Grunzen hören. Nur die Tiere, die am Rande der Herde stehen, schauen der trottsenden Hyäne nach. Sie lauscht und ändert dann ihre Richtung. Vom Schilf klingt das Heulen einer zweiten Hyäne herüber. Als sie in die Nähe des Schilfgürtels kommt, hört sie das Brummen ihrer Artgenossin, einen Laut, der auch sie in brünstige Erregung versetzt. Mit hochgebogenem Schwanz geht sie langsam weiter. Sie legt die Ohren zurück, zieht die Lefzen hoch und reckt die Nase in die Luft. Gierig zieht sie den Duft des brünstigen Weibchens ein. In respektvoller Entfernung umkreisen sich die beiden Tiere. Sie lassen die Köpfe tief zum Boden hinabhängen und brummen ununterbrochen. Speichel tropft ihnen aus dem Maul. Dann nähert sich das männliche Tier dem Weibchen, das erregt nach den Beinen des Freiers schnappt. Die Kiefer krachen aufeinander.

Wenn es auch keine ernstliche Abwehr sein sollte, so hat sich der Bewerber doch blitzschnell auf die Knie fallen lassen. Auch das Weibchen ist vorn eingeknickt. In dieser seltsamen Haltung, den Bauch auf dem Boden schleppend, den Kopf erhoben, die Augen halb geschlossen, das kräftige Gebiß freigelegt, rutschen sie brummend aufeinander zu. Noch einmal versucht die Auserwählte, nach den Beinen ihres Partners zu schnappen, als dieser aufsteigt. Das Brummen der vereinten Tiere wird zum grauenerregenden seufzenden Chor.

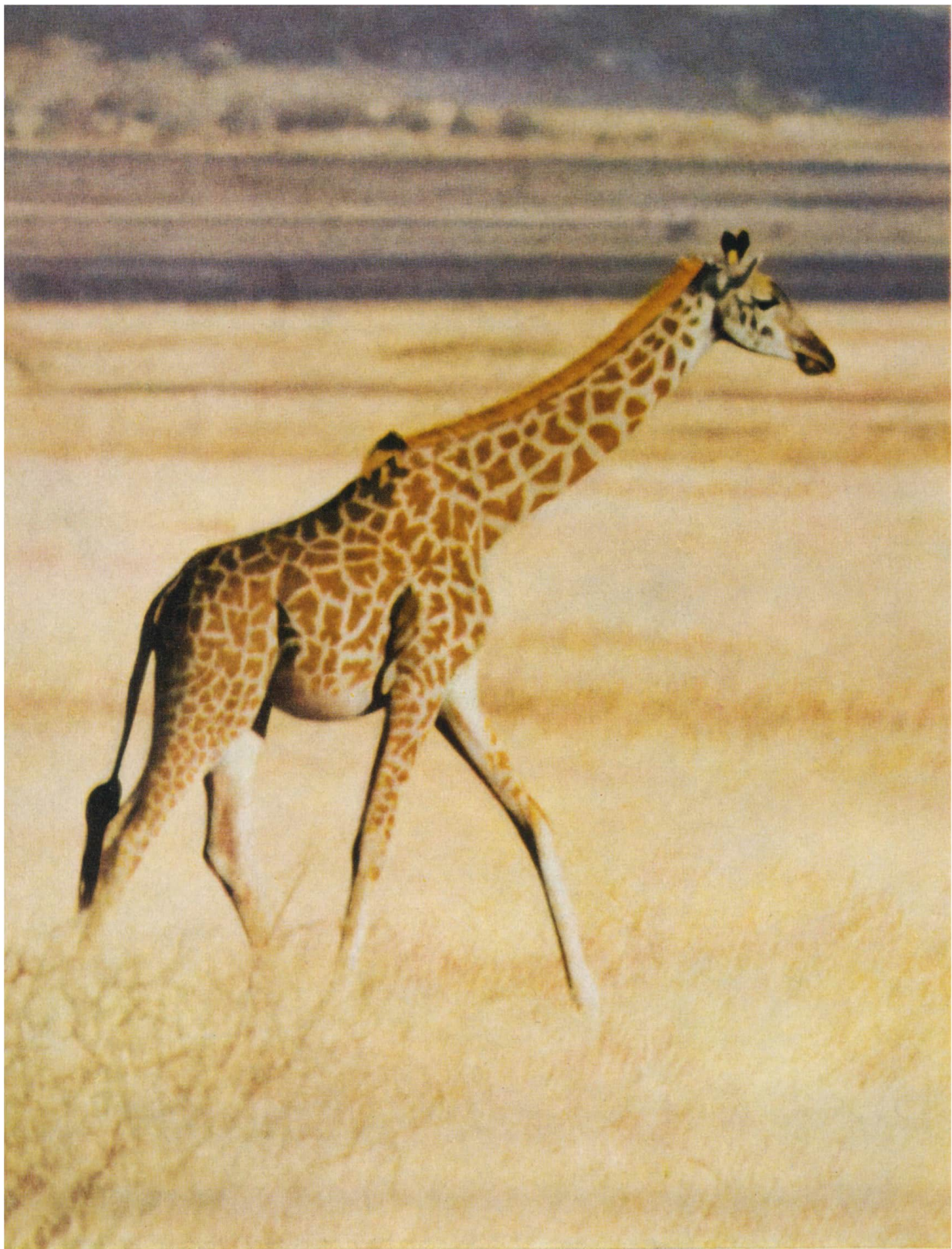
Als der erste helle Schimmer des nahenden Morgens über dem Hügelland sichtbar

wird und das Ende der Nacht ankündigt, klingt vom Schilfrand das Geheul zweier Hyänen zum Safarilager herüber. Der Koch bereitet gähmend den Kaffee vor. Mrs. Brenton zieht sich fröstelnd die Decke über die Schultern, denn nach Mitternacht sind die Nächte kühl in Afrika.

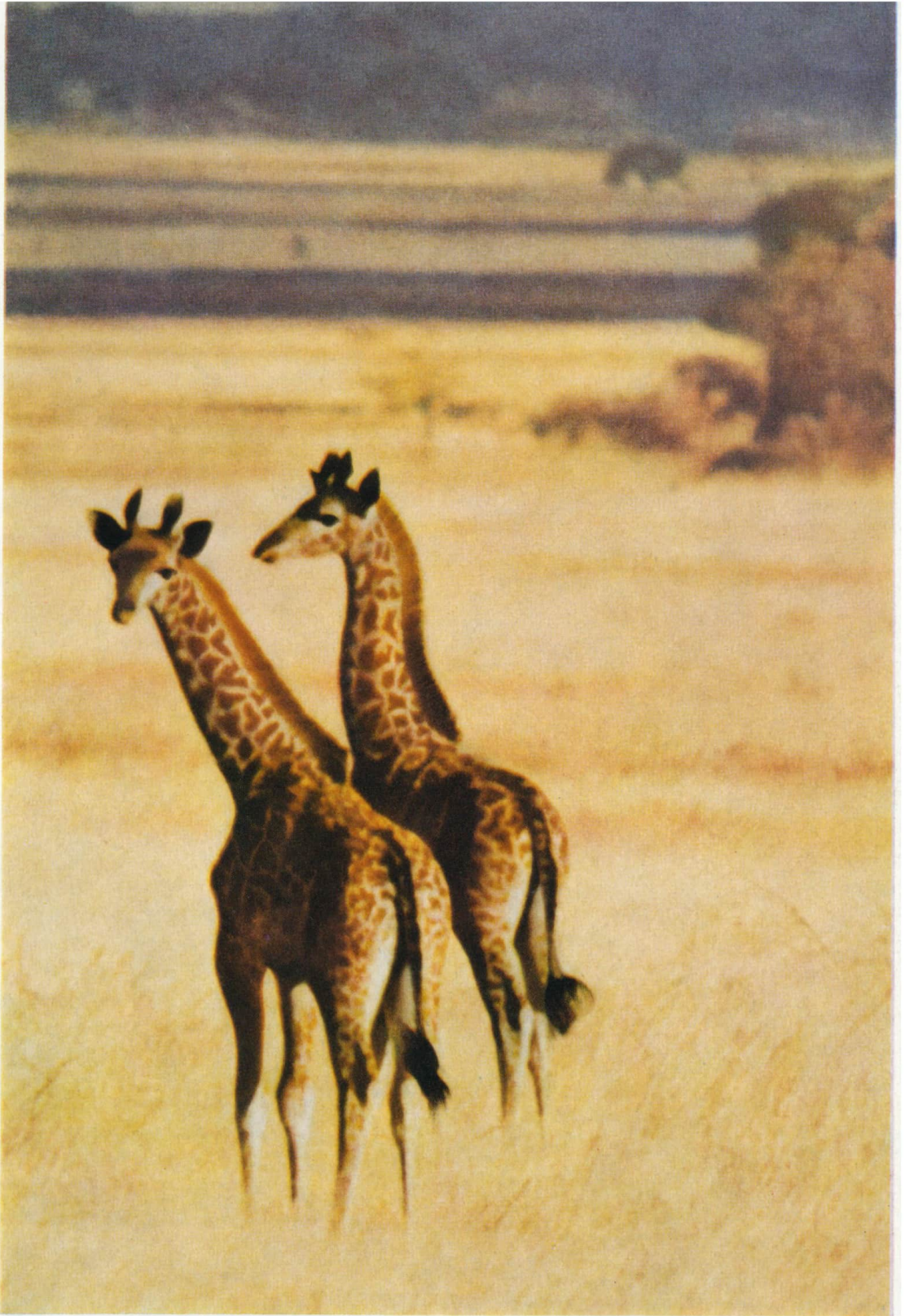
Der Wind hat sich gedreht. Er weht von der Straße herüber, die Mto-Wa-Mbu mit Arusha verbindet, und bringt das Motorengeräusch eines Kraftwagens mit. Der Bure hat Mto-Wa-Mbu verlassen.



Diesen starken Giraffenbullen trafen wir im Massailand, südlich des Kilimandscharo. Für die futterarme Zeit speichern die Giraffen Fett im Hals.



Giraffen leben in Herden. Ihr Lebensbereich ist die Obstgartensteppe Afrikas, eine Graslandschaft, in der kleine knorrige, an unsere Obstbäume erinnernde, meist akazienartige Bäume stehen, von deren Blättern und Zweigen sich die Giraffen vorwiegend ernähren.



Das Alter der beiden Giraffenkinder, die in einer großen Herde dieser langhalsigen Riesen am Rande der kleinen ostafrikanischen Bruchstufe lebten, schätzte ich auf ein halbes Jahr.



Innerhalb des Territoriums, das die Tiere bewohnen, finden auch tägliche Wanderungen statt. Eines der wichtigsten Ziele dieser Wanderungen ist die Tränke. Sie wird von den meisten Tieren in den Morgenstunden und kurz vor Einbruch der Nacht aufgesucht.



Während der Nacht halten sich die großen Pflanzenfresser der Steppe nicht gern in der Nähe der mit Büschen und Bäumen umstandenen Wasserstelle auf, wo Raubtiere gute Deckung finden, sondern stehen im freien, übersichtlichen Gelände.



In den baumlosen Grassteppen Ostafrikas sind die Weißbartgnus zu finden. Gegen Ende der Trockenzeit, wenn das Gras in der heißen Tropensonne gelb geworden ist und die letzten Wasserlöcher ausgetrocknet sind, vergesellschaften sie sich zu großen Wandergemeinschaften und ziehen in feuchtere Gebiete.



In der Nähe der wandernden Tiere trafen wir immer auf Hyänen, die „Sanitätspolizisten“ der afrikanischen Steppe. Im Amboseli-reservat haben diese Aasfresser auch keine Angst vor dem Menschen und kamen in unser Lager, um es nach Abfällen zu durchsuchen.



Löffelhunde sind Steppenbewohner. Gegenüber den anderen höheren Säugetieren fallen sie durch ihr eigenartiges Gebiß auf, das bis fünfzig Zähne hat. Ihre Nahrung besteht aus Kleinsäugetern, Vögeln und pflanzlicher Kost. Ähnlich unserem Rotfuchs legen sie Erdbaue an, in die sie bei Gefahr hineinschlüpfen.

Eine Kugel verfehlt ihr Ziel

EIN Lichtsaum, den der anbrechende Tag über die Bergkuppen gelegt hat, bringt Bewegung in die Herde. Niemand hat das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Eine Zebrastute, die am Rand der Herde lag, steht auf und läuft ein paar Schritte, nur um sich Bewegung zu machen, aber andere, die neben ihr standen, werfen den Kopf hoch, schnauben und folgen ihr. Tiere, die in der Mitte der großen Herde waren, drängen nach, und in wenigen Sekunden ist eines der Rudel, die sich am vergangenen Abend mit anderen Herden zu einer großen Gemeinschaft vereinten, auf dem Weg zum Galeriewald. Auch die Gnus beginnen grunzend zum Schilf hinüberzuwandern, und die Giraffen ziehen im schaukelnden Paßgang gemeinsam mit den Zebras zu ihrer Futterquelle, dem Akazienwäldchen. Als die Sonne ihre ersten Strahlen auf die weite Ebene herabschickt, sind nur noch kleine Trupps von Zebras und Thomsongazellen in der freien Steppe.

Am Schilfrand, wo noch der Schatten der Berge liegt, stehen Kaffernbüffel. Die Köpfe mit den breiten Hörnern erhoben, die Nüstern gebläht, so schauen sie den Gnus entgegen, die sich ihnen nähern, um sich der Kaffernbüffelherde anzuschließen. Auf dem Rücken eines starken Bullen, der einige Meter vor der Front der Herde steht, klettern Madenhacker umher. Wenn er sein mächtiges Haupt schüttelt, fliegen sie auf, um sich jedoch im nächsten Augenblick wieder auf seinem breiten schwarzen Rücken niederzulassen. Eine erregende Witterung steigt in die Nase des Bullen. Unruhig läuft er zur Herde, steht und zieht die Luft ein. Es ist der scharfe Raubtiergeruch eines Löwen, der ihn beunruhigt. Auch eine Kuh, die ein wenige Wochen altes, noch braunes Kalb bei sich führt, hat diese Witterung gespürt und drängt sich zwischen den Leibern der äsenden Büffel hindurch dem Schilfrand zu. Der Bulle schaut unentwegt auf die Ebene hinaus.

Dort, wo die Wasserlöcher mit grünem Salzwasserschamm gefüllt sind, der einen widerlichen Verwesungsgeruch verbreitet, wo das Schilf in den Manyarasee hineingreift und letzte kleine Inseln vor der geschlossenen Wasserfläche bildet, wo die Flamingos ihre Schlammkegelnester bauen, hat ein Löwe in der vergangenen Nacht

eine Kaffernbüffelkuh geschlagen. Gegen Morgen ist die Herde, die während der Nacht den Räuber bedroht hatte und ihn nicht zum Riß kommen ließ, abgezogen. So hat der Löwe erst, als es schon Tag wurde, zu fressen begonnen und bleibt ganz gegen seine Gewohnheit, sich tagsüber in den dichten Dornenbusch des Hügellandes zurückzuziehen und im Schatten einer Schirmakazie zu schlafen, bei seiner Beute. Einige Geier haben das Löwenmahl entdeckt und ziehen hoch am Himmel ihre Kreise. Nachdem der Löwe die Ohren seines Opfers verzehrt hat, beginnt er, den Bauch aufzureißen und die Därme zu fressen. Blut klebt an seiner Schnauze und färbt seine Pranken rot. Tief steckt er den Kopf in die Leibeshöhle hinein.

Charly sucht mit dem Glas die Steppe ab, während Brentons noch am Frühstückstisch sitzen. „Ich glaube, es bietet sich uns eine günstige Gelegenheit, einen Löwen zu bekommen“, sagt Charly. „Am Schilfrand kreisen Geier, wahrscheinlich über einem Riß. Gestern habe ich sie dort nicht gesehen. Sicher hat ein Löwe in der vergangenen Nacht einen Büffel geschlagen.“

„Warum ausgerechnet einen Büffel? Kann es nicht auch ein Zebra oder eine Giraffe sein?“ fragt Brenton.

„Im Schilf stehen die Büffel. Zebras und Giraffen gehen nicht zum Schilf hinüber. Die wechseln zwischen der Grassteppe, dem Hügelland und den Akazienwäldern hin und her“, antwortet Charly. „Ich darf Sie bitten, sich zu beeilen. Wenn wir den Löwen noch am Riß antreffen wollen, müssen wir bald aufbrechen. Wir können mit dem Jagdwagen bis auf etwa einen Kilometer heranfahren. Dann wird der Boden sumpfig und unbefahrbar. Aber der Wind steht gut. Wir pirschen am Schilfgürtel entlang und müßten schon nach kurzer Zeit den Löwen vor die Büchse bekommen. Wenn wir zum Schuß kommen sollten, möchte ich Sie bitten, Mr. Brenton, auf das Blatt zu zielen. Der erste Schuß muß sitzen, denn der Löwe wird, wenn er nicht angreift, in das Schilf flüchten. Dorthin können wir ihm nicht folgen.“

„Und wenn er angreift?“ fragt Gladys Brenton.

„Auch dann werden wir ihn erlegen. Ein Löwe ist zwar sehr schnell im Angriff, aber auch leicht durch eine Kugel zu stoppen.“

Charly nimmt die Gewehre und stellt sie in die Büchsenhalter, die im Wagen vor den Sitzen der Jagdgäste und des Fahrers angebracht sind. Sechs Patronen steckt er in seine Hosentasche. Dann ruft er Saidi und Mazunga, die als Gewehrträger und Fährstensucher mitfahren sollen.

„Mrs. Brenton, ich möchte Sie bitten, Ihre grüne Mütze gegen eine unauffälligere Kopfbedeckung zu vertauschen“, sagt Charly.

„Gefällt sie Ihnen nicht?“ gibt Gladys zurück.

„Auf meinen Geschmack kommt es nicht an, Mrs. Brenton, aber der Löwe könnte

keinen Gefallen daran finden. Ich habe nicht selten erlebt, daß angreifende Tiere ihr Opfer unter den Jägern aussuchten, die am auffälligsten gekleidet waren.“ Mrs. Brenton bindet ein Kopftuch um ihr fahlblondes Haar und steigt in den Wagen.

„Was wünschen Sie zum Mittagessen?“ fragt Charly. „Ich möchte dem Koch einen entsprechenden Auftrag geben.“

„Das Herz des Löwen gebraten. Ich habe gehört, daß es Mut und Kraft verleiht“, antwortet Mrs. Brenton scherzhaft.

„Es würde Ihnen bestimmt nicht schmecken. Ich schlage vor, daß ich Huhn mit Reis und als Nachtisch Pfirsichkompott vorbereiten lasse. Als Getränk paßt wohl Bier dazu.“ Charly gibt dem Koch die entsprechenden Anweisungen in Kisuaheli.

Inzwischen ist auch Brenton mit seinen Vorbereitungen fertig. „Alles klar zur Löwenjagd“, ruft er laut und schlägt Charly auf die Schultern. Es sollte ein Witz sein, diente aber wohl mehr der eigenen Aufmunterung, denn etwas Lampenfieber hat Brenton doch.

„Haben Sie Ihr Gewehr schußbereit, Mr. Brenton?“-fragt Charly, während er den Wagen in die Steppe hinausfährt.

„Es ist alles klar, Mr. Quinn“, antwortet Brenton.

„Sie sollten Ihre Büchse sichern“, sagt Charly mit einem Seitenblick auf Brentons Jagdgewehr. Brenton wird rot im Gesicht und drückt wortlos den Sicherungshebel herum.

Die Reifen des Kraftwagens wirbeln den Staub der ausgedörrten Steppe hoch. Auf dem ausgetrockneten Boden des Manyarasees, den sie schon nach wenigen Minuten erreichen, liegt eine dünne, teils zu Blasen aufgetriebene, teils in Schuppen sich abhebende Salzkruste. Rosarote Flamingofedern kleben am Boden, und auch einige von den Flamingos bei höherem Wasserstand angelegte Schlammkegel sind zu sehen. Aber es sind nur einzelne Nester, eine Brutkolonie ist auf dieser Seite des Manyarasees nicht zu finden.

Da der Seeboden immer feuchter wird und die Gefahr besteht, daß die Räder im Schlamm versinken, hält Charly den Wagen an und bittet Brenton, das letzte Stück bis zum Löwenriß zu Fuß zu gehen. Die Gewehre werden von den Boys getragen, nur Charly gibt seine Büchse nicht aus der Hand. Sorgfältig prüft er den Wind. Er weht vom Schilfrand herüber. Der Löwe, sollte er noch an seiner Beute sein, kann von ihnen keine Witterung erhalten. Auch die Geier kreisen hoch am Himmel. Ihre Zahl hat sich inzwischen fast verdoppelt. Charly ist mit seinen Feststellungen zufrieden und gibt das Zeichen zum Aufbruch.

„Wir müssen so schnell wie möglich den Schilfrand erreichen, denn hier auf der freien Fläche sind wir von allen Seiten deutlich sichtbar. Ich gehe voraus“, flüstert Charly. Als sie die erste Schilfinsel erreichen, fliegt laut schreiend ein Schwarm

Ibisse auf. Weithin schallt ihr klagender Ruf. Zu gleicher Zeit klingt aus dem Schilf ein Brechen und Stampfen. Die über 2½ Meter hohen Wedel werden hin und her geschüttelt. Ein schweres Tier, wahrscheinlich ein Büffel, geht ab. Dann ist es wieder still.

Vorsichtig, jedes Geräusch vermeidend, gehen Charly und seine Begleiter am Schilf entlang. Charly schaut zu den Geiern hinauf, die immer tiefer ihre Kreise ziehen. Einige fallen am Boden ein. Sollte der Löwe seine Beute verlassen haben? Charly sucht mit dem Fernglas die offene Fläche ab. Außer einem kleinen Trupp Thomsongazellen kann er kein Tier bemerken. Plötzlich bleibt Saidi stehen, zeigt nach vorn und flüstert: „Simba.“

Mindestens 300 Meter vor ihnen, in der Nähe des Schilfes, aber bereits auf der in der Sonne flimmernden ausgetrockneten Ebene trottet ein starker Löwe mit auffallend dunkler Mähne. Offensichtlich will er die freie sonnenüberflutete Fläche überqueren und im Schatten der Dornenbüsche des Hügellandes den Tag verschlafen. Jetzt hat auch Brenton den Löwen entdeckt. Er reißt Sadi das Gewehr aus der Hand, schlägt den Sicherungshebel zurück und legt an.

„Lassen Sie das, der Löwe ist zu weit entfernt. Wir werden ihm den Weg abschneiden und ihn drüben am Akazienbusch erwarten“, flüstert Charly. Aber Brenton ist vom Jagdfieber gepackt. Im Hitzegeflimmer der Salzebene verschwimmen die Konturen des Löwen.

„Verdammt, hören Sie nicht? Das ist Blödsinn, was Sie tun!“ ruft ihm Charly zu. Da läßt Brenton fliegen. Charly reißt das Glas an die Augen und sieht, wie der Löwe hinten einknickt, sich mehrmals um die eigene Achse dreht und dann mit wenigen Sprüngen im Schilf verschwindet. Brenton schickt ihm noch eine zweite Kugel nach, die aber das Tier verfehlt. Ihr Aufschlag erzeugt eine kleine Staubfontäne.

Charly ist wütend: „Ich habe Ihnen doch gesagt, daß Sie nicht schießen sollen. Jetzt haben wir das Vergnügen, einen angeschossenen, wahrscheinlich nur leicht verletzten Löwen im Schilf zu suchen. Ich möchte Sie doch sehr bitten, meine Empfehlungen zu beachten. Schließlich hafte ich gegenüber der Safarigesellschaft für Ihre Gesundheit, und außerdem muß ich mich auch vor den Jagdbehörden verantworten.“

„Und ich bezahle Sie als Berufsjäger, nicht als Lehrer“, gibt Brenton erregt zurück. „Der Löwe ist getroffen. Ich habe gesehen, wie er auf meinen Schuß gezeichnet hat. Wir werden ihn weidwund, wenn nicht sogar verendet finden.“

„Der Löwe ist viel zu weit hinten getroffen. Ich habe genau gesehen, wie er sich blitzschnell um sich selbst drehte. Entweder haben Sie ihn in den Schwanz oder in ein Bein getroffen. Von einem weidwund geschossenen Tier kann überhaupt

nicht die Rede sein. Wir wollen uns aber jetzt nicht streiten“, lenkt Charly ein. „Gehen Sie mit Mazunga zum Wagen zurück, ich werde mit Saidi die Nachsuche aufnehmen.“

„Ich denke nicht daran, zum Wagen zu gehen. Meinen ersten Löwen erlege ich selbst.“ Brenton läßt Charly stehen und geht.

Charly hält ihn am Arm fest. „Sie bleiben.“

„Ich suche selbst nach dem Löwen. Wenn Sie Angst haben, können Sie meine Frau zum Wagen begleiten“, antwortet ihm Brenton in spöttischem Ton.

„Gut, wenn Sie keine Vernunft annehmen wollen, müssen Sie mitkommen. Aber Ihre Frau muß am Wagen auf uns warten.“

Mrs. Brenton, die bisher den Streit der beiden Männer wortlos angehört hat, geht mit Mazunga zum Safariwagen.

„Du bist ein Dickkopf“, ruft sie ihrem Mann zu. Sie weiß, daß es zwecklos ist, ihn jetzt umstimmen zu wollen. Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat oder sich gar in seiner Ehre beleidigt sieht, dann hilft kein Zureden.

Saidi geht voraus. Ihm folgt Brenton. An seiner Seite läuft Charly mit schußbereiter Büchse. Als sie in die Nähe der Stelle kommen, wo der Löwe im Schilf verschwand, beginnt Saidi, nach der Fährte des angeschossenen Tieres zu suchen. Schon nach wenigen Minuten hat er die Spur gefunden. Es sind breite Pranken, die sich in der Salzkruste abzeichnen. „Simba kubwa, ein sehr großer Löwe“, flüstert Saidi. Er bricht einen Schilfhalm ab, an dem ein Tropfen Blut hängt. Charly schaut sich eingehend die Fährte an, folgt ihr bis zu der Stelle, wo der Löwe die Kugel erhalten hat, kehrt wieder zurück und schüttelt den Kopf: „Es ist zwecklos, ihm zu folgen. Der Löwe ist nur leicht angekratzt und liegt irgendwo im Schilf. In diesem Dickicht, in dem man keine zwei Meter weit sehen kann, ist er uns weit überlegen. Es wäre Selbstmord, wollten wir ihm dorthin folgen. Sie haben sich eine gute Chance, zu einer starken Trophäe zu kommen – denn ich sah noch nie eine größere Fährte –, selbst verdorben. Wahrscheinlich wird der Löwe erst in der Nacht seinen Unterschlupf im Schilf verlassen. Wir können morgen noch einmal versuchen, seine Fährte aufzunehmen, aber ich fürchte, daß er weit wandern wird.“

Auch Brenton sieht die Sinnlosigkeit einer Nachsuche ein und macht wortlos kehrt. Mrs. Brenton fragt nicht, als ihr Mann in den Wagen steigt und Charly den Motor anläßt, ob die Nachsuche von Erfolg war. Erst als sie am Mittagstisch sitzen, wird das Schweigen unterbrochen. Brenton hebt sein Whiskyglas: „Stoßen Sie mit mir an, Mr. Quinn, meine Frau hat recht, ich bin ein alter Dickkopf. In geschäftlichen Dingen hat sich das immer bewährt, wenn ich ohne Rücksicht auf die Konkurrenz mit dem Kopf durch die Wand gegangen bin und meinen Willen durchgesetzt habe. Hier im Busch mag das etwas anderes sein. Trinken Sie einen

Schluck mit mir auf gute Safarikameradschaft.“ Die Gläser klingen, als sie fest aneinandergestoßen werden.

Im Schilf liegt der Löwe. Er leckt sein rechtes Hinterbein, dessen Oberschenkel von der Kugel durchschlagen worden ist. Immer wieder fährt die rauhe Zunge über das Einschußloch. Er leidet unter heftigen Schmerzen. Schmeißfliegen sitzen an den Wundrändern. Als er aufzustehen und zu gehen versucht, kann er das Bein nur unter großen Schmerzen bewegen. Er hinkt einige Meter und läßt sich dann wieder zu Boden fallen. Die Witterung der im Schilf stehenden Büffel beunruhigt ihn. Er möchte den Unterschlupf verlassen, wagt aber nicht, auf die freie Ebene hinauszutreten, die er sonst nur in der Morgendämmerung oder kurz vor Einbruch der Nacht überquert hat. Mit herabhängenden Lefzen und halbgeöffnetem Maul liegt er hechelnd in der Mittagshitze, die sich im feuchten Schilf besonders drückend bemerkbar macht. Am Kadaver der geschlagenen Büffelkuh haben sich die Geier niedergelassen. Mit ihren langen Hälsen fahren sie weit in die vom Löwen aufgerissene Leibeshöhle hinein und zerren die Eingeweide heraus. Auch zwei Schakale haben sich eingefunden, um sich an dem Mahl zu beteiligen. Ein starker, für den Menschen ekelregender Verwesungsgeruch verbreitet sich. Tausende von goldgrün glänzenden Aasfliegen sitzen auf dem stinkenden Fleisch und schwärmen summend auf, wenn der Schnabelhieb eines Geiers dazwischenfährt.

Als die Sonne ihre letzten Strahlen über den Rand der kleinen ostafrikanischen Bruchstufe hinwegschickt und die Schatten über den See, das Schilf und die mit Salz bedeckte Ebene hinwegkriechen, erhebt sich der Löwe von seinem Wundbett. Mühselig hinkt er zum Schilfrand und schaut zum Hügelland hinüber, wo die riesigen Stämme der Affenbrotbäume, durch das Licht der untergehenden Sonne rot gefärbt, aus dem Olivgrün ihrer Dornenbuschumgebung hervorleuchten.

Wieder ziehen wie am vergangenen Abend in einer großen Wandergemeinschaft Zebras, Gnus und Giraffen über die Ebene zur Tränke. Allen voran schreiten im wiegenden Paßgang die Giraffen. Ihr Blick ist nach vorn gerichtet, während ihre Ohren von allen Seiten die Geräusche auffangen. Ihnen folgen die gestreiften Pferde, und den Schluß bildet wieder die schwarze Masse der grunzenden Gnus.

Auch der Löwe verspürt Durst. Obwohl hier im Schilf genügend Wasser vorhanden ist, zieht es ihn doch hinüber zur vertrauten Wildtränke. Außerdem ist das Wasser im Schilf salzig und warm. Drüben, am Rand des Hügellandes liegt im Schatten großer Schirmakazien ein Wasserloch mit klarem, kühlem Wasser. Er verläßt das Schilf, als die Sonne hinter dem Grabenrand verschwunden ist, und bemüht sich, so schnell es ihm das lahme Bein erlaubt, über die Ebene hinwegzukommen und den schützenden Dornenbusch zu erreichen. Jeder Schritt bereitet ihm heftige Schmerzen. Aus der Wunde fließt wieder Blut, läuft am Bein hinunter und

tropft auf die Fährte, die seine schweren Pranken auf der dünnen Salzkruste hinterlassen. Sein verwundetes Hinterbein zeichnet eine Schleifspur in den trockenen, staubigen Boden.

Als der Löwe endlich die ersten Dornenbüsche erreicht, ist er völlig erschöpft. Er wirft sich in das gelbe Gras. Seine Lungen pumpen hastig. Er hat Wundfieber. Hin und wieder geht ein Zucken durch das Bein. Wenn der Schmerz zu stark wird, beißt der Löwe in die Wunde hinein, ohne sich jedoch zu verletzen. Schließlich legt er sich auf die Seite und keucht. Die nach Mitternacht einsetzende Kühle wirkt auf das fiebernde Tier belebend. Er schleppt sich zur Tränke. Mit hastigen Schlägen der Zunge schöpft er das Wasser in sein durstiges Maul. Jetzt verspürt er auch nicht mehr so heftige Schmerzen wie vorher. Immer tiefer läuft er hinkend in die Buschwildnis hinein.

Die große Herde der Giraffen, Zebras und Gnus war schon vor Stunden an der Tränke und hat das Hügelland längst wieder verlassen. Sie steht in der strauchlosen Steppe und wartet auf das Morgengrauen.

Tropenfieber

ALS Charly und Mr. Brenton am nächsten Morgen die Fährte des Löwen bis zur Tränke im Hügelland verfolgen und feststellen müssen, daß der Löwe, nachdem er Wasser geschöpft hat, in den unwegsamen Dornenbusch gezogen ist, geben sie die Nachsuche auf. Wahrscheinlich würden sie mit Hunden den Löwen aus dem Busch treiben können, aber Hunde haben sie nicht und Zeit für eine vielleicht viele Tage dauernde Verfolgung auch nicht, denn Mr. Brenton will in der kurzen Zeit seines Urlaubs noch eine große Anzahl Trophäen sammeln. In drei Wochen spätestens muß er wieder in seinem Werk sein. So beschließen sie, am Manyarasee noch einen starken Büffel zu schießen und dann zum Longido zu fahren, wo sie hoffen, zu dieser Jahreszeit auf Elefanten zu treffen.

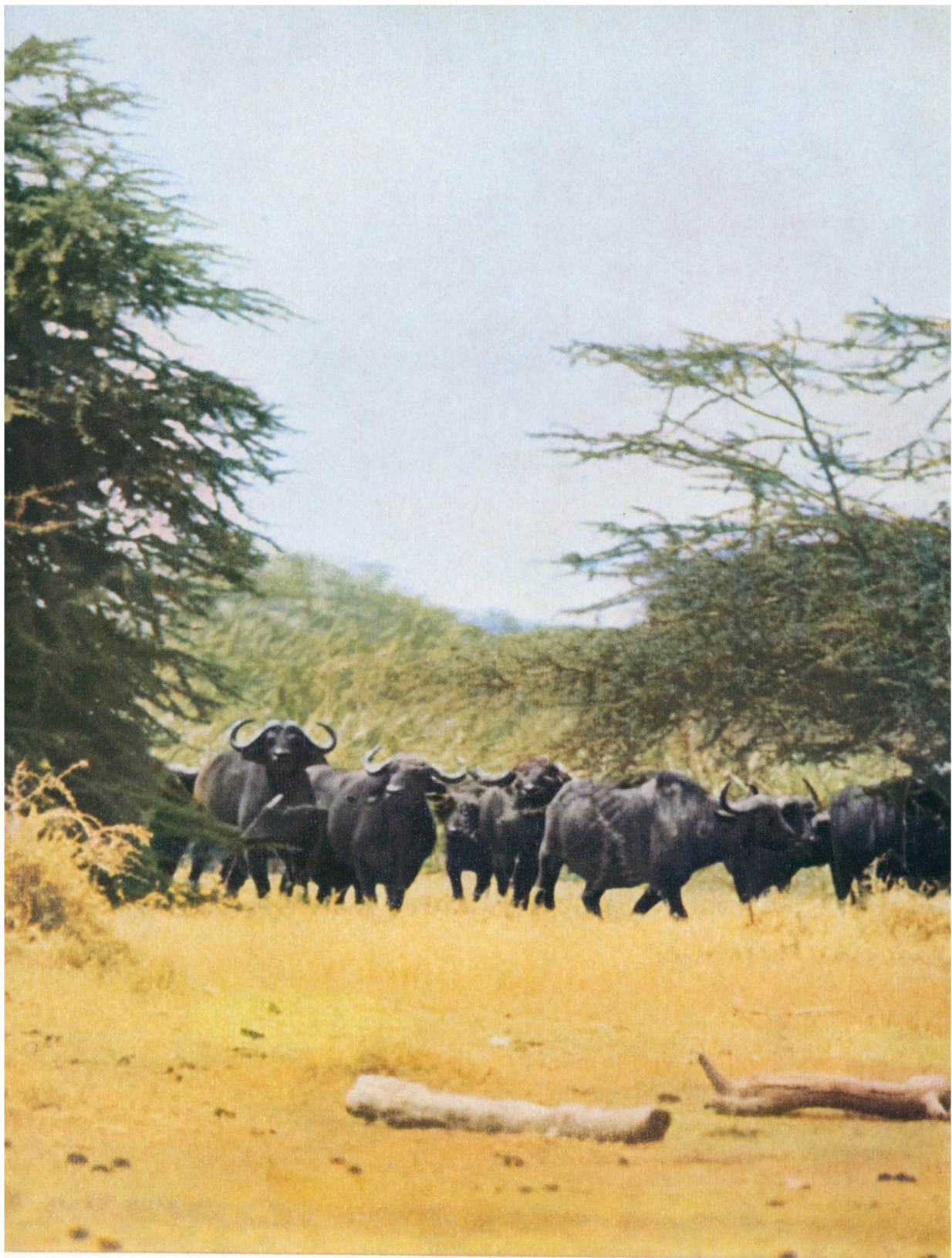
Der kranke Löwe aber liegt keine hundert Meter von der Tränke entfernt. Wenn der Wind günstig stünde, könnte er die Witterung seiner Verfolger verspüren. Seine Ohren jedoch fangen menschliche Laute auf. Er wirft den Kopf hoch und lauscht. Es war Brenton, der, als der Beschluß gefaßt wurde, umzukehren, laut in den Busch hineinrief: „Leb wohl, Simba. Im nächsten Jahr sprechen wir uns wieder.“

Charly ist es nicht wohl bei dem Gedanken, die Suche nach dem angeschossenen Löwen aufgeben zu müssen, denn das Jagdgesetz verlangt, daß verwundete Tiere, besonders aber Raubtiere und wehrhafte Pflanzenfresser wie Nashörner, Elefanten und Büffel, wenn möglich so lange verfolgt werden, bis sie zur Strecke gebracht worden sind. Charly vermag sich nur durch die Annahme zu beruhigen, daß eine Verfolgung des Löwen ohnehin aussichtslos wäre, weil das Tier nach seiner Feststellung nur leicht verletzt sein kann und wahrscheinlich in der vergangenen Nacht weit gewandert ist.

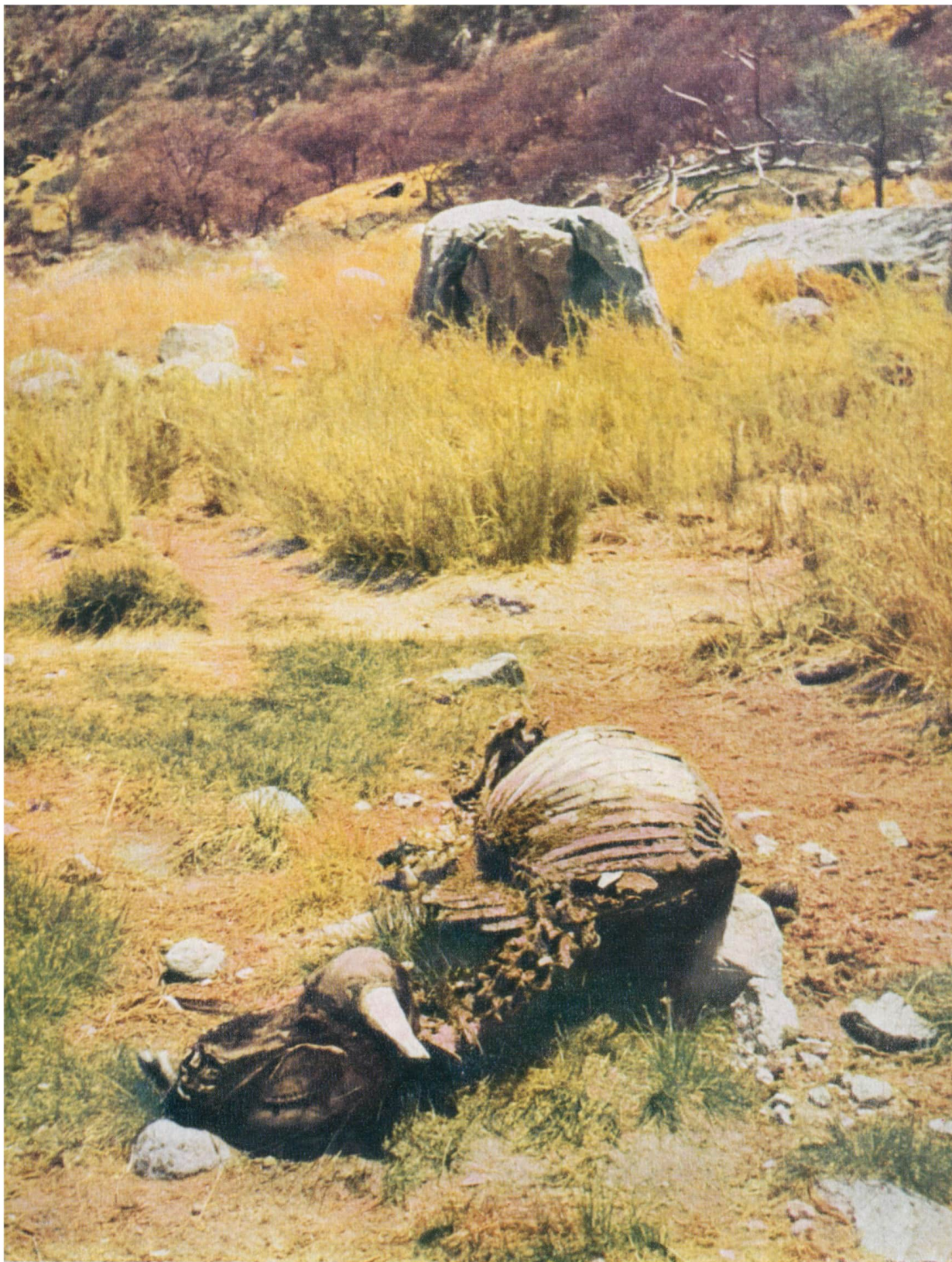
Brenton erwartet heute seine beiden Söhne, die im Massailand gejagt haben und mit ihrem Whitehunter zum Manyarasee kommen wollen, um Büffel zu erlegen. Die Büffeljagd will Brenton mit seinen Söhnen gemeinsam erleben. Als die Männer den Jagdwagen, den sie am Rande der Dornenbuschsteppe zurückgelassen hatten,



Meist schlafen die Löwen tagsüber. Nur wenn sich die Sonne hinter Wolken verbirgt oder feiner Sprühregen die nahende Regenzeit ankündet, streifen sie auch am Tage durch die Obstgartensteppe. Diesen Löwen trafen wir in der Serengeti am Seronerfluß.



Der Schilfgürtel am Manyarasee ist der Zufluchtsort für große Kaffernbüffelherden, die in diesem Gebiet häufig gejagt werden. Im Schilfdickicht ist dieses wehrhafte, mit breiten Hörnern ausgestattete Wild vor Jägern sicher, denn es wäre mehr als leichtsinnig, ihm in das unübersichtliche Gelände zu folgen.



Nicht selten werden am Manyarasee Büffel zur Beute des Löwen. Von der Sonne gebleichte Skelette dieser mächtigen Wildrinder zeugen davon.

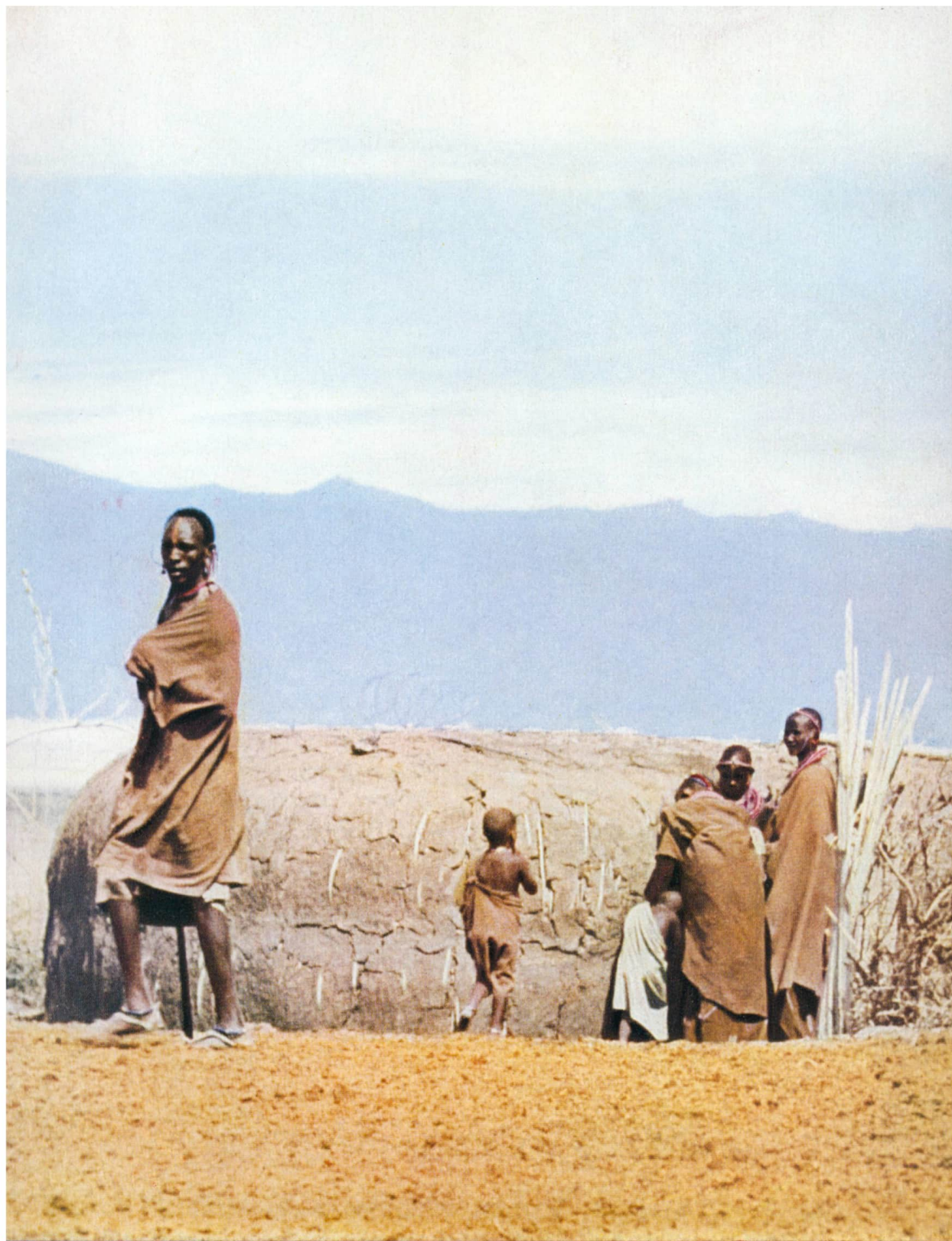


In langsamem, wiegendem Paßgang schreiten die Giraffen dahin. Ein bestimmtes Leittier konnte ich innerhalb der Herde dieser Wiederkäuer nicht entdecken. Wenn sie aber abends zur Tränke zogen, dann liefen sie wie die Zebras auf den Wechsellinien im Gänsemarsch.

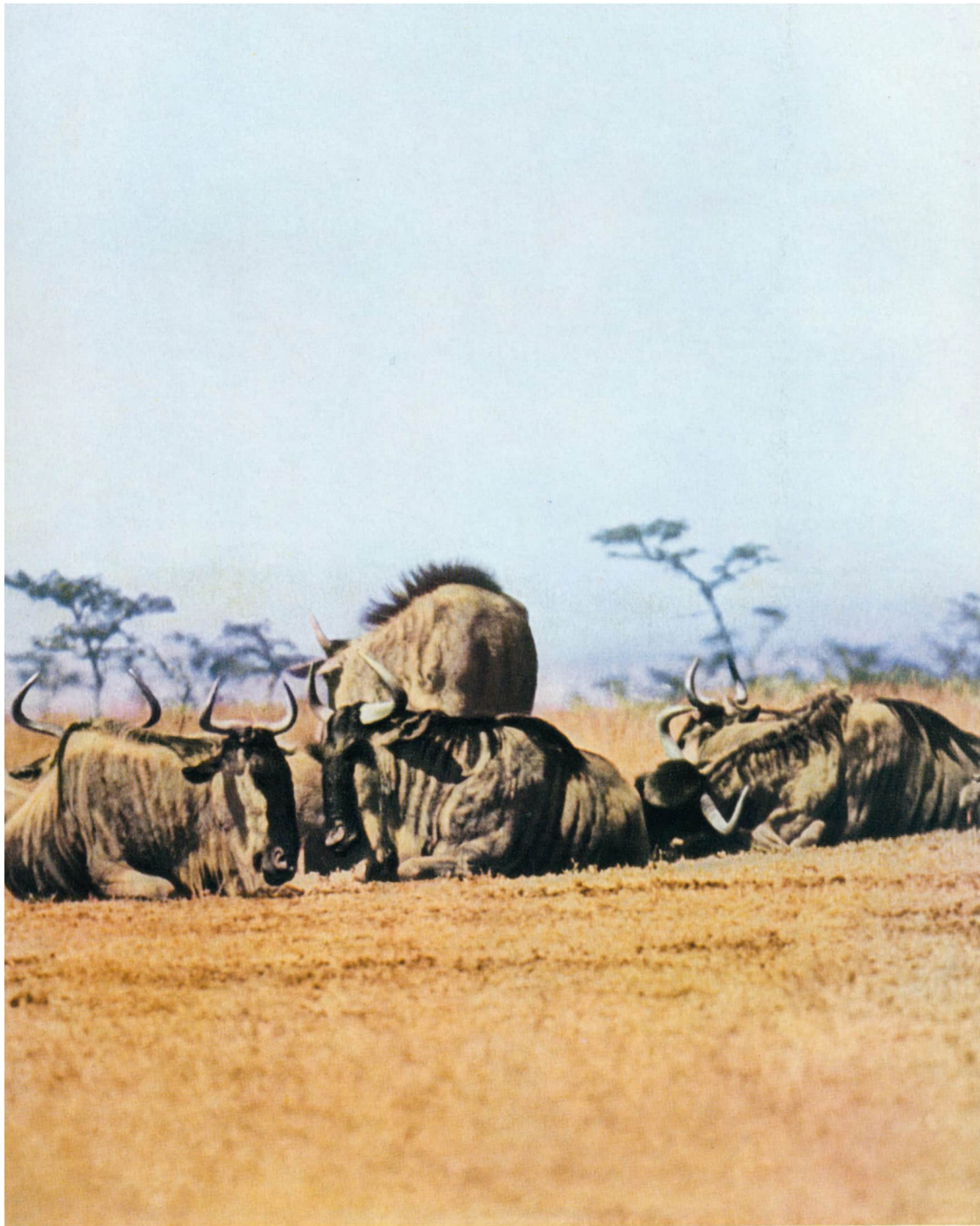




Wo der Löwe Beute gemacht hat, sind auch die Geier zu finden. Solange das große Raubtier noch beim Mahle ist, wagen sie sich nicht an den Kadaver heran. Muß der Löwe die Beute verlassen, um seinen Durst zu stillen, fallen sie über die Reste her und vertilgen sie in kurzer Zeit.



In der Nähe von Wasserstellen errichten die Massai ihre bienenkorbähnlichen Hütten, die aus einem Gerüst von miteinander verflochtenen Zweigen bestehen, das mit einem Gemisch aus Kuhmist und Lehm beworfen wird. Ist das letzte Wasserloch versiegt, so brennen diese Nomaden ihre Hütten ab und ziehen mit ihren Rinderherden weiter, bis sie wieder auf Wasser treffen.



In der Mittagshitze halten die meisten Tiere ihre Mittagsruhe. Die Weißbartgnus liegen schutzlos in der heißen Sonne.

wieder erreichen, steht die Sonne schon im Zenit. Die Hitze flimmert über dem blendend weißen Boden. Sie kneifen die Augen zusammen, als sie über die weite, von ausgeblühtem Natron bedeckte Fläche des ausgetrockneten Teiles des Manyara-sees hinwegschauen. In der Ferne zieht eine Wildherde über die Salzebene. Die Umrisse der Tierkörper schwimmen in den erhitzten Luftschichten, werden auseinandergezogen und zusammengequetscht, als wären sie aus flüssigem Blei. Neben der Herde dehnt sich eine riesige, bis zum Horizont reichende blaue Wasserfläche. Sogar die Berge schwimmen in dem Blau, erheben sich daraus, werden gedehnt, zerreißen, schweben über dem See und tauchen wieder in die Fluten. Die Fata Morgana spielt mit Bergen, Bäumen und Tieren. Sie zaubert Seen und Meere hervor, wo durstende, verdorrte Steppe sich dehnt. Sie reißt Berge auseinander und läßt sie in unsichtbare Abgründe versinken. Sie schneidet den Schirmakazien die Kronen ab, daß die Sonnenschutzdächer dieser Bäume in der Luft schweben wie von Kindern aufgelassene Drachen, und drückt ihre Stämme zusammen, als wären es vom Erdferkel aufgeworfene Sandhügel. Der Zauber der Fata Morgana ist ein Spiel in der Horizontalen. Sie kann die Dinge vom Boden trennen, kann Städte, Bäume und Berge in die Luft erheben, kann Seen erscheinen lassen, wo nicht ein Tropfen Wasser ist, kann Mensch und Tier zusammenquetschen, daß sie den Termiten ähneln, aber sie kann nichts über seine eigentliche Höhe hinauswachsen lassen, kann aus Zwerge keine Riesen machen. Nur in der Breite dehnt die Fata Morgana ihr formveränderndes Spielzeug.

Dem Zauber der Fata Morgana ist auch Brenton verhaftet. Er schaut auf die flimmernde Landschaft, sieht, wie die Herde sich dem visionären See nähert, wie die Tiere sich in den Fluten spiegeln, wie das Wasser unter ihren Füßen aufspritzt, wie die Tiere sich plötzlich vom Wasserspiegel trennen, über ihm schweben und wieder zum Wasser hinabsinken und wie sich ihre Körper dehnen, immer länger werden und schließlich zu einem schwarzen, schlängelnden Band verschmelzen, das über der blauen schmalen Fläche des Sees sich windend bewegt.

„Sie sollten nicht so lange Zeit in das grelle Licht schauen“, sagt Charly und reißt Brenton, der ganz dem Trugbild verhaftet war, der noch stundenlang hätte stehen und schauen können, aus seinen Betrachtungen heraus. Brenton reibt sich die schmerzenden Augen. Schwarze Punkte, die von strahlend roten Rändern gesäumt werden, stehen vor seinen geschlossenen Augen, schweben auf und ab. Er muß an die Seifenblasen denken, die er als Kind aus einer Tonpfeife herausquellen ließ. Genauso ungerregelt tanzen auch diese seltsamen, vom Sonnenglast verursachten schwarzen Punkte.

„Es sind Gnus, durch das Glas kann man sie deutlich erkennen“, sagt Charly und reicht Mr. Brenton das Fernglas. Brenton hat den Hut in den Nacken geschoben

und wischt sich den Schweiß von der Stirn. „Die verdammte Hitze macht mir zu schaffen“, murmelt er vor sich hin. Charly schaut ihn prüfend an. Brenton hat tiefe, dunkle Schatten unter den Augen, und seine Hände zittern, als er nach dem Glas greift.

„Sie sollten bald einige Resochintabletten schlucken. Ihr Gesundheitszustand gefällt mir nicht; sieht verdammt nach Malaria aus. Haben Sie Schmerzen über den Augen und im Genick?“ fragt Charly.

„Es ist heute besonders heiß. Ich werde einen Whisky trinken, der wird mich wieder auf die Beine bringen“, antwortet Mr. Brenton und steigt in den Safariwagen. Er ist froh, daß er sitzen kann. Die Glieder sind ihm schwer. Er wehrt sich gegen die Erschöpfung, aber es gelingt ihm nicht. Langsam rollt der Wagen auf die weite Salzebene hinaus. Wirbelwinde haben Staub- und Salzkristalle aufgesogen und tanzen als hohe Säulen über die strahlende Fläche. Manche brechen unvermittelt in sich zusammen. Neue Staubsäulen entstehen, wirbeln wie Kreisel über dem Boden dahin, wachsen plötzlich aus sich heraus, strecken sich höher und höher, als wollten sie die Wolken berühren, und brechen wieder in sich zusammen.

Brenton schließt die Augen. Er kann den Sonnenglast der Ebene nicht ertragen. Wieder sieht er das Spiel der schwarzen auf- und niedersteigenden Scheiben. Zwischen den schwebenden Punkten stehen Säulen, die auf ihn zukommen, sich mit den schwarzen Punkten zu einem wilden Knäuel verschlingen, den Brenton mit eigenen Händen entwirren muß. Aber immer dichter wird das Netz der Schlingen und Kreise, die ihn umspannen, immer rasender der Tanz der Säulen, die um ihn herum aus dem Boden wachsen, ihn einzwängen. Brenton fährt aus dem Traum auf und spürt als eine körperliche Last die von Minute zu Minute zunehmende Hitze. Die Sonne brennt auf das Dach des Wagens und verwandelt sein Inneres in einen Backofen. Vom Motor her dringt heiße Luft zu den Füßen, kriecht am Körper hinauf und hüllt den Kopf ein. Das Blut kocht. Eine Übelkeit würgt im Hals. Das Duftgemisch von Benzin und Schweiß verursacht einen Brechreiz.

Brenton beugt sich weit zum Wagen hinaus und erbricht sich.

„Es ist kein Zweifel mehr, Sie haben Malaria. So fängt es immer an“, sagt Charly.

Brenton stöhnt und lehnt sich erschöpft weit in den Sessel zurück. Eine halbe Stunde später erreichen sie das Lager. Brenton schleppt sich zum Zelt und läßt sich auf das Feldbett fallen.

Gladys kommt mit einem Morgenmantel bekleidet aus dem Badezelt. Ihre langen blonden Haare sind naß und fallen strähmig auf die Schultern herab. „Haben Sie Glück gehabt, Charly?“ fragt sie, während sie mit einem Kamm versucht, ihr Haar zu bändigen.

„Wir haben die Suche nach dem Löwen aufgegeben. Er ist weit in die Dornen-

buschwildnis hineingezogen. Aber das ist jetzt auch unwichtig. Würden Sie sich bitte um Ihren Gatten kümmern. Er hat einen Malariaanfall! Ich bringe Ihnen sofort Resochintabletten. In wenigen Stunden wird das Fieber vorüber sein. Die Kopfschmerzen können durch feuchte Kompressen gelindert werden“, sagt Charly.

Gladys schaut ihn erschrocken an. Sie kann nichts erwidern, denn in solchen Situationen ist sie immer hilflos wie ein Kind. Charly gibt ihr ein Glas mit Wasser und vier Resochintabletten. „Mr. Brenton wird jetzt wenig Appetit auf bittere Tabletten haben, aber er muß sich überwinden und die Tabletten schlucken. Bitte, sorgen Sie dafür, Mrs. Brenton, daß er das Resochin nimmt. Sonst müssen wir die Safari abbrechen und in das Spital nach Arusha fahren!“ Charly sagt es im Tonfall eines Befehles.

Gladys nickt wortlos. Sie achtet nicht darauf, daß ihr schwarzer, mit gelben chinesischen Drachen bestickter Mantel, den sie soeben noch unter der Brust zusammenhielt, auseinanderfällt und den Blick auf ihren hellen Körper freigibt.

„Ich werde das Mittagessen in einer halben Stunde auftragen lassen, damit Sie genügend Zeit haben, sich anzukleiden“, sagt Charly und geht, gefolgt von Saidi, zum Feuer, um dem Koch seine Anweisungen zu geben.

Gladys geht ärgerlich zum Zelt. Sie ist unzufrieden mit sich selbst. Charly hockt neben dem Feuer und schaut auf die in der Glut singenden, rauchgeschwärzten Töpfe. Ihm fällt ein, daß Gladys der Frau des brasilianischen Kaffeekönigs, den er vor drei Jahren als Whitehunter in den Norddistrikt Kenias auf Elefantenjagd begleitete, sehr ähnlich sieht. Die Brasilianerin mußte, während die Männer von morgens bis abends hinter den Dickhäutern herliefen, im Lager bleiben. Es war nicht verwunderlich, daß sie sich langweilte. Warum bringen die Jagdherren auch immer ihre Frauen mit. Aber sie hätte sich deshalb trotzdem nicht mit dem Massai, der als Fährtensucher angestellt war, einlassen müssen. Es hatte eine furchtbare Auseinandersetzung gegeben, als sie von ihrem Mann in unzweideutiger Situation mit dem hübschen Massaijungen überrascht wurde. Der Kaffeekönig hätte den Massaijungen gelyncht, wenn der Massai es nicht vorgezogen hätte, sich aus dem Staube zu machen. Man kann sich eben seine Kunden nicht aussuchen und weiß nichts über sie, bevor man mit ihnen auf Safari ist, denkt Charly. Sonst hätte er das seltsame Ehepaar Mortimer im vergangenen Jahr nicht begleitet. Sie hatten an der Jagd wenig Interesse, um so mehr aber an den Afrikanern. Als sie nach Mbulu kamen, verlangten sie, daß zwei Schlafzelte aufgestellt und daß ein Afrikaner für die Frau und eine Afrikanerin für den Mann als „Zeltgefährten“ versorgt werden sollten. Als Charly diese Zumutung ablehnte, gab es eine schwere Auseinandersetzung, und schließlich brach Charly die Safari ab.

Mit Gladys wird es auch noch Unannehmlichkeiten geben, sinnt Charly. Sie ist mindestens 20 Jahre jünger als ihr Mann. Aber die schwierigsten Safaris waren die Frauensafaris. Er muß lachen, wenn er an die fünf reichen Amerikanerinnen denkt, die er und Piet vor drei Jahren führten.

Als die rothaarige Millionärswitwe ihr erstes Zebra geschossen hatte, war sie in Tränen ausgebrochen, hatte das Gewehr zu Boden geworfen und geschworen, nie wieder einen Schuß auf die armen wehrlosen Tiere abzugeben. Aber schon drei Tage später war sie wieder mit auf die Jagd gegangen und hatte, vom Blutrausch gepackt, sinnlos in eine Herde Gnus hineingeschossen. Ehe er es verhindern konnte, hatte sie sechs Gnus getötet und mindestens die doppelte Zahl angeschweißt. Abends führten die Ladys am Lagerfeuer zusammen mit den Afrikanern Bauchtänze auf, und die hysterische Mrs. Salten riß sich dabei die Kleider vom Leibe. Es war eine anstrengende Safari. Die fünf Ladys waren bisher in jedem Jahr wieder nach Afrika gekommen, aber er hatte sie nicht mehr begleitet. Wie hatte Thomas, der sie in diesem Jahr führte, geflucht, als er von der Weibersafari zurückkam. Charly hatte ihn im New Stanley-Hotel in Nairobi getroffen, nachdem er seine Damen zum Flugzeug gebracht hatte.

Thomas sah aus, als hätte er Malaria, Schlafkrankheit und Amöbenruhr zu gleicher Zeit gehabt. Auch hatte er auf dieser Amazonensafari das Trinken gelernt, oder er wollte die Erinnerung an die vergangenen Wochen im Alkohol ersäufen, denn er trank an diesem Abend einen Gin nach dem anderen, bis er dringlich gebeten wurde, das New Stanley-Hotel zu verlassen, denn im New Stanley-Hotel verkehrt die bessere Gesellschaft von Nairobi. Laut fluchend war er dann zum Norfolk-Hotel gegangen und hatte in der Bar bis zum Morgen weitergezecht.

Noch viele Wochen lang sprach und lachte Kenya über Thomas und seine Ladies-safari.

„Er hat die Tabletten geschluckt und schläft jetzt“, sagt Gladys, die unbemerkt zum Feuer gekommen ist.

Charly fährt zusammen. „Entschuldigen Sie bitte, ich wollte Sie nicht erschrecken“, sagt Gladys. „Ich habe mich angekleidet. Ist das Mittagessen fertig?“

„Ich werde sofort auftragen lassen“, erwidert Charly und wendet sich an den Koch: „Pessepesse Chakula!“

Am Termitenhügel

KEIN Laut dringt aus der sonnenüberstrahlten Ebene zum Lager herüber. Es ist die Zeit der Mittagsruhe. Die Giraffen haben sich im Schatten der Schirmakazie niedergelegt und kauen wieder. Ruhig mahlen ihre Kiefer die vorverdaute Nahrung.

Thomsongazellen liegen ohne Schutz vor den brennenden Sonnenstrahlen im gelben, ausgesogenen Grase. Gnus stehen in kleinen Gruppen dicht beisammen. Müde haben sie ihre Köpfe zum Boden hinabsinken lassen. Andere haben sich niedergegan. Vor dem Eingang zu seinem Erdbau liegt ein Löffelhund. Er hat die großen Fledermausohren an den Kopf gelegt, die Augenlider fast geschlossen, das Maul halb geöffnet und hechelt in der Mittagshitze. Neben ihm drängt sich die Fähe aus dem Bau heraus und legt sich wenige Meter davon entfernt nieder. Auch für die Steppentiere ist die Hitze unerträglich. Meist weht ein leichter Wind. Heute aber steht die Luft still.

Der angeschossene Löwe liegt immer noch in der Nähe des Wasserloches. Hin und wieder steht er auf, um seinen Fieberdurst zu stillen und mit der abgekühlten Zunge die Wunde zu lecken. Es macht ihm Mühe, die Wunde zu erreichen. Er muß sich weit nach hinten krümmen. Als die Sonne sich dem Horizont zuneigt, zwingt ihn der Hunger, sich von seinem Lager zu erheben. Jeder Schritt bereitet ihm Schmerzen. Plötzlich steht er still und lauscht. Aus der Steppe klingt das Grollen der Gnus, die wie jeden Abend mit den Zebras und Giraffen zur Tränke ziehen. Der Löwe läuft, so rasch es ihm das kranke Bein gestattet, zu einem Termitenhügel, der in der Nähe des Wechsels liegt und oft von den Zebras als Scheuerhügel benutzt wird. Die gestreiften Tigerpferde reiben sich an ihm Kopf und Hals, um die lästigen Zecken abzustreifen, die ihren Saugrüssel tief in die Haut der Tiere stechen und die Blutbahnen anzapfen. Alle Stellen ihres Körpers können die Zebras mit dem Maul erreichen und sich mit den Zähnen die Zecken und Fliegenmaden vom Fell schaben, nur die Kopf- und Halsregion ist unerreichbar. Auch aus diesem Grund ist bei ihnen das Fohlenspiel so beliebt. Dabei stellen sich zwei Zebras, die Köpfe einander zugewandt, Seite an Seite so auf, daß jedes den Hals und den

Widerrist des Partners erreichen kann, die es dann mit den Zähnen kräftig bearbeitet. Eine andere Möglichkeit der Hautpflege bieten die Termitenhügel und die rissige Rinde mancher Bäume. Staubwolken steigen aus dem Fell der Zebras auf, wenn sie sich an den Bäumen und Termitenhügeln reiben, denn sie lieben es, sich im Staub zu wälzen, wobei sie mit den Beinen heftig um sich schlagend von einer Seite auf die andere rollen, die Augen weit aufgerissen, die Nüstern gebläht.

Der Termitenhügel übt durch seinen Wildgeruch eine Anziehungskraft auf den Löwen aus. Auch ist der Löwe vor wenigen Tagen, als er noch im Vollbesitz seiner Kräfte war, von diesem Termitenhügel aus auf den Rücken eines Gnus gesprungen. Wenige Sekunden später streckten sich die Glieder der Antilope unter seinen Pranken.

Er duckt sich. Das gelbe Gras verdeckt seinen Körper. Das Grunzen der Gnus wird lauter. Ein Zebra schnaubt. Die Ohren des Löwen fangen jedes Geräusch auf. Sein heißer Atem schüttelt die dünnen Grashalme vor seinem Maul. Ein trockener Zweig knackt. Ruckartig fährt der Kopf herum. Seine Augen stechen in die Richtung, aus der das Geräusch an seine Ohren drang. Durch den Gesang der Zikaden klingt dumpfer Hufschlag zu ihm herüber, unterbrochen von dem kurz abgehackten Wiehern eines Zebras. Langsam schiebt der Löwe das rechte Bein vor. Staub weht über ihn hinweg, Staub, den die Hufe der Gnus und Zebras aufwirbeln, die in einer langen Reihe zur Tränke ziehen. Schon haben die ersten Gnus den Termitenhügel erreicht, als der Löwe zum Sprung ansetzt. Die Muskeln spannen sich und lassen im nächsten Augenblick den gelben Körper nach vorn schnellen. Aber das verletzte Bein versagt dem schweren Körper seinen Dienst. Ein stechender Schmerz durchzuckt den Oberschenkel, und die weit aus ihren Scheiden herausgetretenen Krallen schlagen in den lockeren Boden. Der Löwe taumelt. Die Kraft des gesunden Beines läßt ihn nach vorn schnellen. Er überschlägt sich, in eine Staubwolke gehüllt, die sich mit dem Staub mischt, der von vielen hundert Hufen aufgewühlt wird. In hastiger Flucht drängen die Tiere auf dem Wechsel aus der Buschwildnis hinaus zurück zur Steppe. Der dumpfe Schlag ihrer Hufe, vermischt mit dem Schnauben der Zebras und dem Blöken der verängstigten Gnus, die jetzt nur noch die Flucht kennen, schlägt an die Ohren des Löwen, der liegenblieb, wohin ihn der mißglückte Sprung trug. Es wäre keine Schwierigkeit, in wenigen Sätzen hinter den Tieren herzujagen und aus dem Wogen der braunen und gestreiften Körper ein Opfer herauszuholen, aber er ist dazu nicht mehr fähig. Der Schmerz wühlt in seiner Wunde. Er krümmt sich nach hinten und beißt in das verletzte Bein. Die große Herde ist inzwischen wieder auf die freie Ebene hinausgetreten. Die Tiere werden die Nacht durstig in der Steppe stehend verbringen und erst am nächsten Morgen erneut versuchen, die Tränke zu erreichen.

Wenige Stunden, nachdem Brenton die Resochintabletten geschluckt hat, ist sein Fieber zurückgegangen. Er hat während der Nacht ruhig schlafen können und erwacht fieberfrei. Noch ist Brenton erschöpft und unsicher auf den Beinen, aber er will sich keine Schwäche anmerken lassen. Nur widerstrebend erklärt er sich mit Charlys Vorschlag einverstanden, einen weiteren Ruhetag einzuschalten. Die Sonne hat noch nicht den höchsten Tagesstand erreicht, als sich große Staubwolken von Mto-Wa-Mbu aus dem Lager nähern.

„Mr. Brenton, Sie erhalten Besuch“, ruft Charly. Zwei Kraftwagen schwanken über die Steppe und halten am Lager. Brentons Söhne Robert und Richard springen aus dem Safariwagen.

„Hallo, da sind wir. Leider mit einem Tag Verspätung. Ein Elefant hielt uns auf. Aber wie ich dich kenne, Pa, hättest du uns vierzehn Tage warten lassen, um diesen kapitalen Bullen umzulegen. Ich schätzte seine Zähne auf mindestens drei Zentner.“ Mit diesen Worten umarmt Richard seinen Vater und küßt seine Stiefmutter auf die Wange. Robert schließt sich wortlos dem Zeremoniell an.

„Du siehst blendend aus, Gladys, ich glaube, Afrika bekommt dir recht gut“, sagt Richard.

„Darf ich euch mit Frank Wolters, unserem Whitehunter, bekannt machen“, unterbricht Robert. Frank klettert aus dem Wagen, wischt seine staubigen Hände an den Hosen ab, lüftet den breitrempigen Hut und nickt mit einem leise gemurmelten „Halloh“ den Brentons zu. Dann geht er zu Charly, um ihm kräftig auf die Schultern zu schlagen, ihn ein altes Haus zu nennen und nach seinem Wohlbefinden zu fragen.

Inzwischen entladen die Afrikaner den Lastwagen, auf dem sich Zelte, Kisten und Trophäen türmen.

Die Brentons sitzen im Schatten der Schirmakazien, trinken eisgekühlten Whisky und tauschen Jagderlebnisse aus. Richard reiht ein Abenteuer an das andere, während Robert nur hin und wieder bekräftigend mit dem Kopf nickt.

Als die jungen Brentons nach den Büffeln fragen, berichtet ihnen der Vater, daß er bisher nur einen Büffel am Manyarasee gesehen hat, und das war eine vom Löwen geschlagene Kuh. „Aber der Löwe, der dieser Kuh das Genick brach, war ein prächtiger Kerl“, sagt Brenton. „Er hatte eine lange, fast schwarze Mähne. Leider ist das Jagdfieber mit mir durchgegangen. Ich schoß zu früh und schweißte ihn nur an. Wir haben ihn nicht bekommen.“

„Dafür wirst du den stärksten Kaffernbüffel auf die Decke legen, Pa“, sagt Richard. „Wir lassen dir den ersten Schuß.“

„Ich brauche deine großzügige Nachsicht nicht“, erwidert ihm Brenton verärgert.

„Entschuldige, Pa, so war das nicht gemeint.“

„Es wird besser sein, wenn wir getrennt jagen. Keiner soll auf den anderen Rücksicht nehmen müssen.“

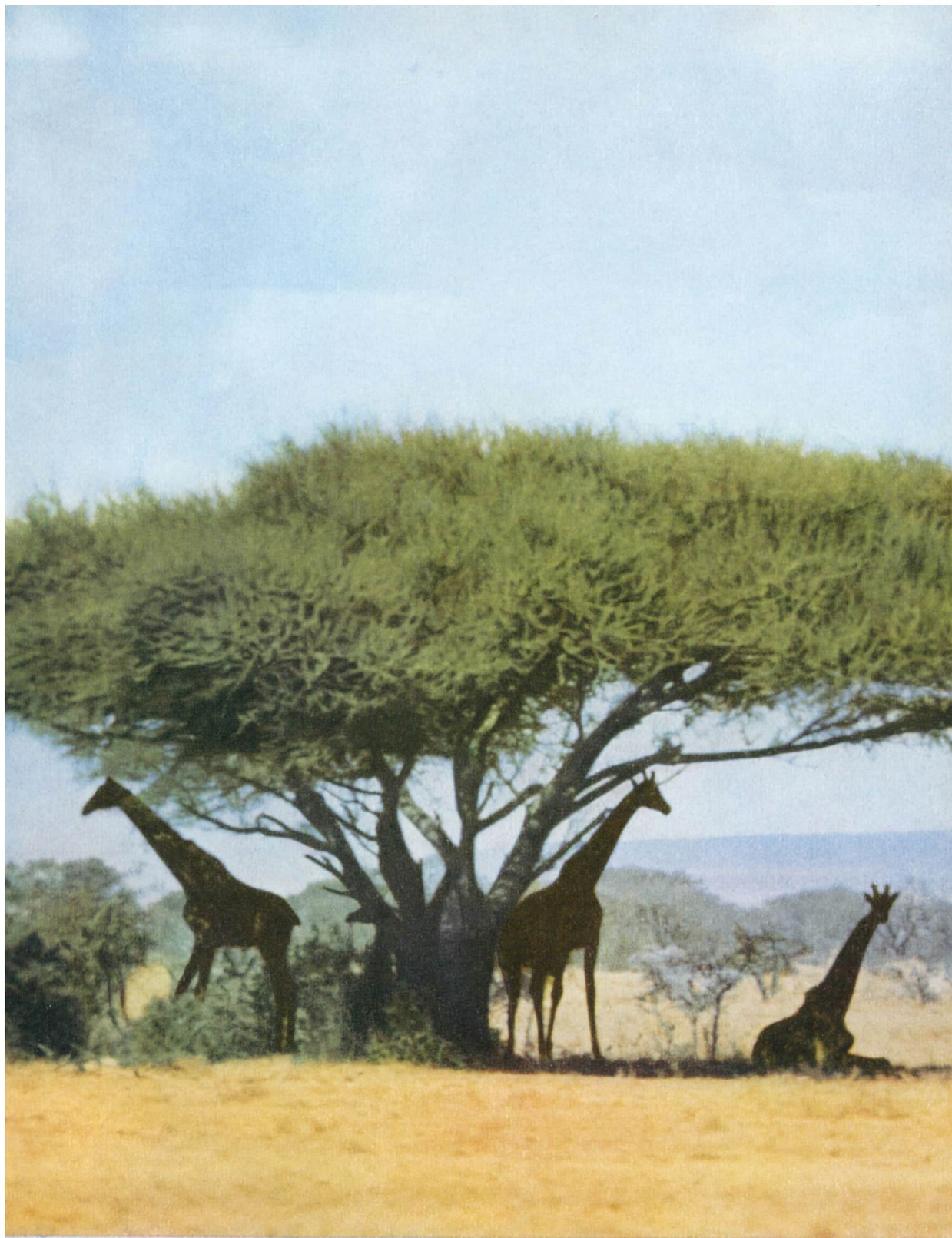
Brenton steht auf und geht zum Zelt, um sich niederzulegen. Er hätte sich nicht aufregen sollen.

Charly und Frank sitzen mit den Afrikanern am Feuer.

„Die Brentons haben eine Meinungsverschiedenheit“, meint Charly.

„Richard ist ein Angeber. Wahrscheinlich ist er seinem Vater mit seiner Aufschneideri auf die Nerven gefallen. Es sollte mich nicht wundern. Ich kann seine Schauermärchen nicht mehr erhören. Zwei Wochen lang hat er mir Abend für Abend seine Kriegsabenteuer erzählt. Es wimmelt darin nur so von Heldentaten. Wenn er auf der Jagd nur halb soviel Mut gezeigt hätte, wäre die Ausbeute besser. Er kann den Viechern nur in den Hintern schießen. Wenn ihn ein Nashorn auf hundert Meter nur ansieht, schwankt sein Gewehrlauf schon wie ein Schilfhalm im Sturm. Aber wenn er Thomsongazellen oder Zebras vor der Büchse hat, ist sein Mut grenzenlos.“

Frank spuckt, um seine Beurteilung des jungen Brenton zu unterstreichen, in hohem Bogen in das Feuer. Er hat es von den Massai gelernt, die sich, um im Spukken eine Fertigkeit zu erlangen, einen Schneidezahn ausschlagen. Auch Frank fehlt ein Schneidezahn. Vor Jahren ist er bei der Verfolgung eines Klippspringers ausgeglitten und mit dem Kopf auf einen Stein gefallen.



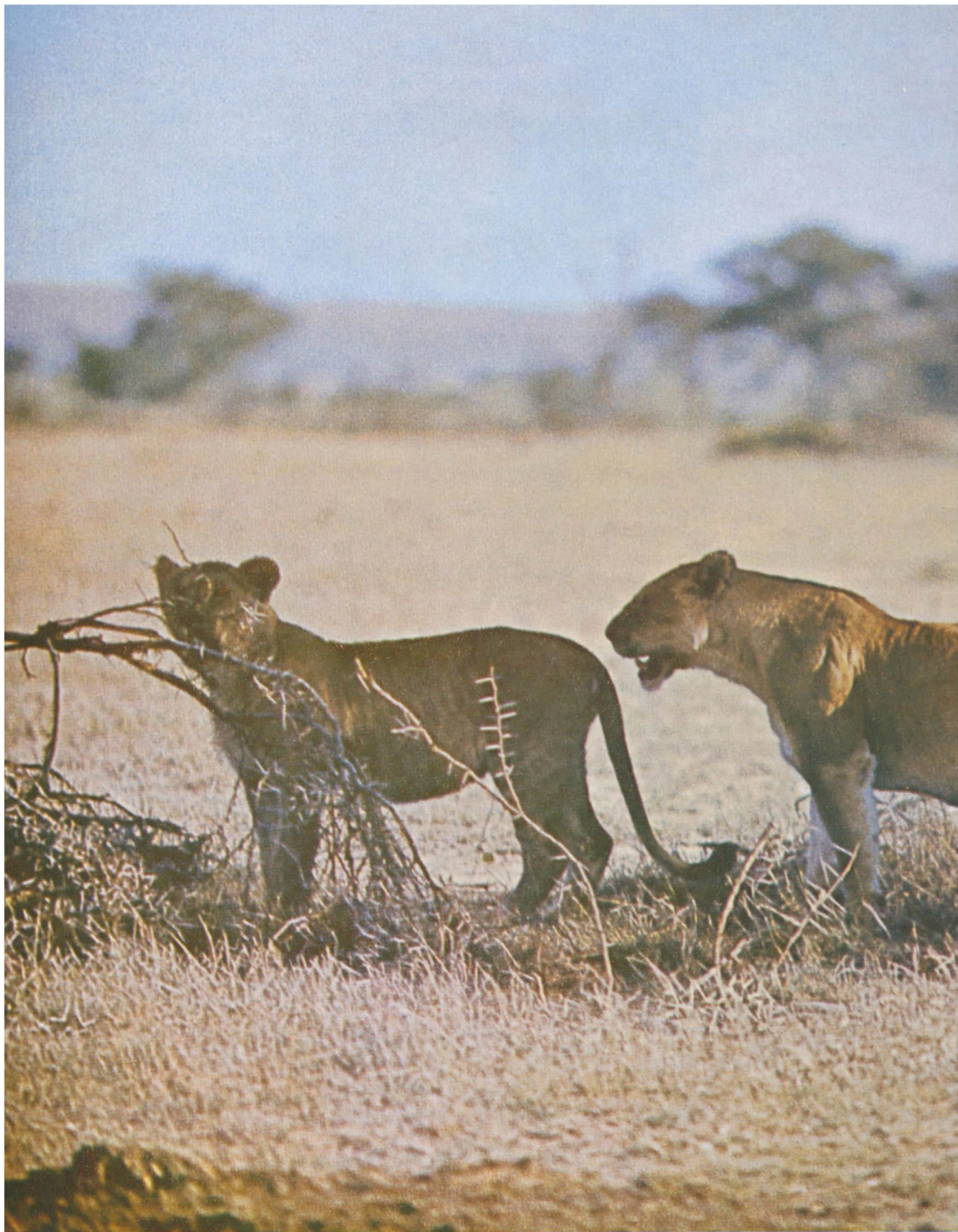
Die Giraffen suchen während der Mittagszeit den Schatten der Schirmakazien auf, in dem sie sich niederlegen und wiederkäuen.



Den Gnus nahe verwandt sind die Kongonis, die auch zu den Antilopen gehören. Mitunter vergesellschaften sich verschiedene Tierarten, wobei die Arten meist herdenmäßig getrennt bleiben, aber gemeinsam äsen und zur Tränke ziehen. In der Serengeti fanden wir häufig Thomsongazellen in der Nähe von Kongonis.



Den ganzen Tag lang wedeln die zierlichen Thomsongazellen mit ihrem Schwänzchen, das die Funktion eines Fächers hat, der die gut durchblutete Analregion abkühlen soll. Durch den Blutkreislauf wird dann der ganze Körper abgekühlt.



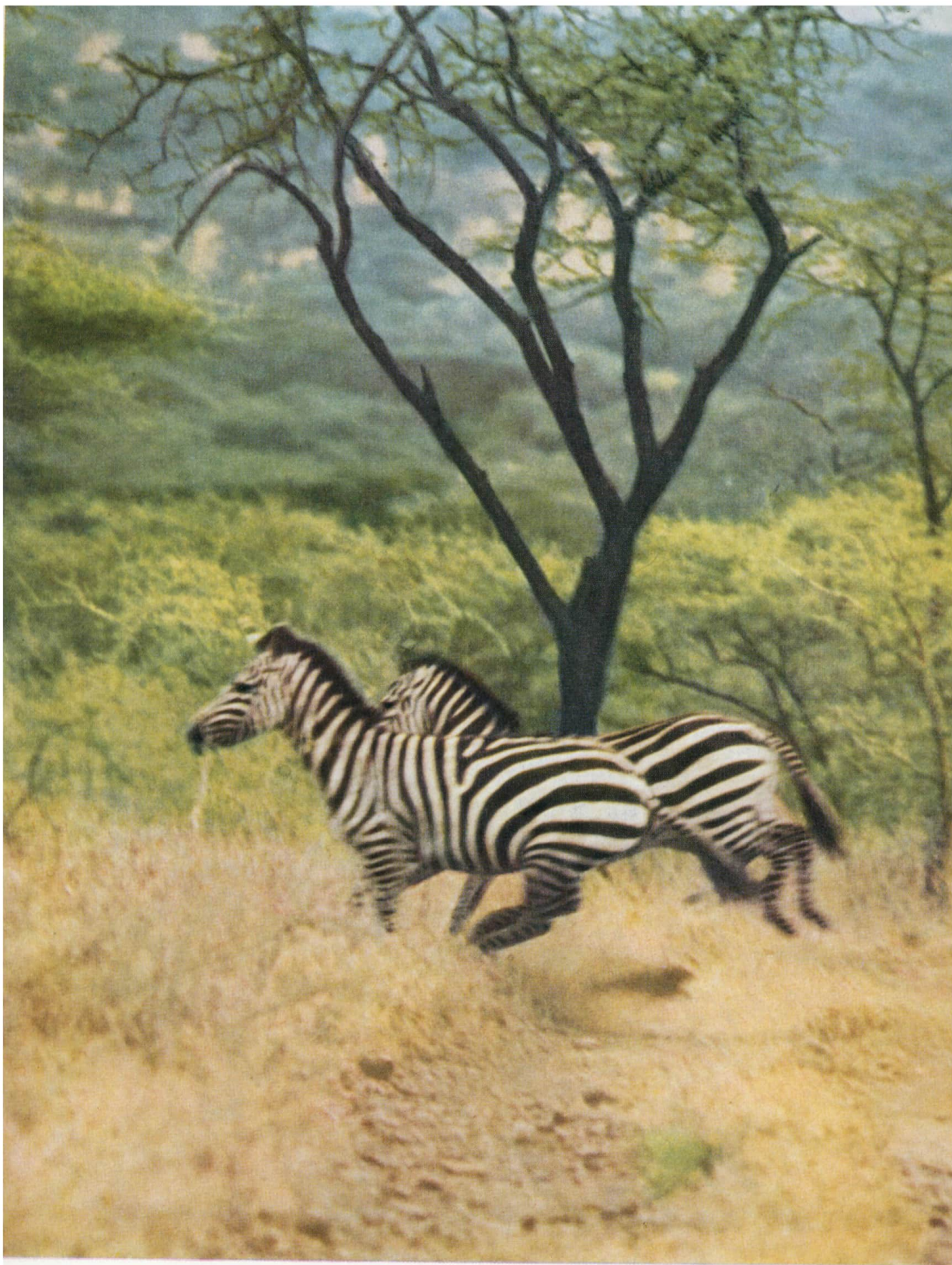
Löwen leben in Rudeln und jagen oft auch gemeinsam. Es wird behauptet, daß sie sich durch Gebrüll gegenseitig das Wild zutreiben. Vielleicht geschieht das nachts.



Tagsüber beachten die Antilopen den Löwen kaum. Wir sahen oft Löwen mitten durch Antilopenherden hindurchspazieren, ohne daß die Pflanzenfresser durch den Anblick der Raubtiere gestört wurden.



Auch die schnellen Läufer der Steppe, die Grantgazellen, können den Hyänenhunden nicht entgehen, denn fast alle Steppentiere sind schnelle Kurzstreckenläufer, ermüden aber bald, wenn sie größere Strecken zurücklegen müssen.



Ein ungewohntes, verdächtiges Geräusch treibt die Zebras in die Flucht.



Gegen Abend haben die Zebras die Grassteppe verlassen und sind in den Galeriewald eingetreten, der die Wasserstelle umgibt. Vorsichtig wittern sie und lauschen nach allen Seiten.

Im Schilf des Manyarasees

ZAHLREICHE Schüsse fallen in frühen Morgenstunden des nächsten Tages im Schilfgürtel des Manyarasees. Ein schwacher Büffelbulle, von Richard Brenton in den Hals getroffen, liegt am Boden und wühlt, mit seinen Hufen wild um sich schlagend, den Sumpf auf. Schlammbrocken fliegen durch die Luft. Seine Augen sind weit aufgerissen. Aus dem Maul quillt ein Blutstrom, der sich mit dem braunen Schlamm vermischt. Laut röchelnd empfängt er aus dem Gewehr von Frank Wolters den Fangschuß. Als Robert nach langem Pirschgang endlich einem starken alten Bullen auf wenige Meter gegenübersteht, fällt Richards Schuß in der Nähe, und der Bulle verschwindet im hohen Schilf, ehe Robert das Gewehr an die Wange reißen kann.

Auch der alte Brenton ist nicht zufrieden. Sein Büffel steht immer vom Schilf halb verdeckt. Er kann weder mit Sicherheit das Geschlecht noch die Stärke der Trophäe ausmachen. Obwohl Charly ihm rät, diesen Büffel nicht zu nehmen und lieber einen anderen zu strecken, will Brenton seinen Söhnen, deren Schüsse er gehört hat, nicht nachstehen und schießt. Der Büffel bricht sofort zusammen. Das Geschoß hat ihm die Wirbelsäule zertrümmert. Als sie aber an der Beute stehen, müssen sie feststellen, daß es eine hochtragende Kuh ist. Wahrscheinlich hätte sie wenige Tage später geworfen. Am Nachmittag kreisen Geier über dem Schilf, und in der Nacht klingt vom Manyarasee das Geheul zahlreicher Hyänen zum Safarilager herüber. Sie finden einen reichgedeckten Tisch vor.

„Wir brechen morgen das Lager ab und fahren zum Longido“, sagt Brenton. Die Söhne wagen nicht, ihm zu widersprechen, denn nach dem Mißerfolg mit der Büffelkuh ist Vater nicht ansprechbar. Wenn er auch nicht einen Augenblick irgendwelche Gewissensregungen wegen der trächtigen Kuh hat, so ärgert er sich doch sehr, daß er ein weibliches Stück geschossen hat. Charly gibt zu bedenken, daß sich kaum eine bessere Gelegenheit bieten wird, einen starken Büffel zu bekommen, als am Manyarasee. Aber Brenton winkt ärgerlich ab. „Ich habe es satt, am Manyarasee zu jagen. Wir fahren zu den Elefanten am Longido.“

Charly zuckt mit den Schultern. „Wenn Sie wollen, Mr. Brenton.“ Dann geht Charly zu den Afrikanern und gibt ihnen Anweisung, morgen die Zelte abzubauen.

Die Feuerstelle ist noch warm, als am nächsten Tag ein Schakal den verlassenen Lagerplatz untersucht und die Reste der Thomsongazelle findet, die ihm die Afrikaner übrigließen. Er beißt die Ohren vom Schädel ab. Geier hocken geduldig wartend neben ihm und putzen sich das Gefieder.

Am Rande der Dornenbuschwildnis steht der Löwe und blickt auf die weite, mit weißem ausgeblühtem Salz bedeckte Ebene hinaus, über die ein kleiner Trupp Impalaantilopen zieht. Der Hunger quält ihn. Er übertönt die Schmerzen im Bein, die in der letzten Nacht etwas nachgelassen haben. Der Löwe legt sich nieder und schaut den Impalas nach, die für ihn unerreichbar sind. Über dem Schilf kreisen Geier. Sie kommen von ihren Schlafbäumen, auf denen sie die Nacht verbrachten, und vertilgen die letzten Reste der trächtigen Büffelkuh. Der Verwesungsgeruch des Kadavers weht an die feine Nase des Löwen und versetzt ihn in Unruhe. Aber die weite offene Ebene stößt ihn ab. Sie ist ohne jede Deckung. Kein Strauch, kein Busch, nicht einmal eine Grasinsel wächst auf ihr.

Wieder dringt ein stinkender Hauch an seine Nase. Der Löwe steht auf, leckt mit der Zunge über die schwarzen Lefzen, reißt das Maul gähnend weit auf und legt sich wieder nieder. Die Impalas sind inzwischen im Dunst der Steppe verschwunden. Wieder erhebt er sich. Der Aasgeruch läßt ihm keine Ruhe, er quält seinen hungrigen Magen. Ein Schakal tritt über die Ebene. Hin und wieder bleibt er stehen und schaut zum Schilfrand hinüber. Auch seine Nase fängt den Geruch des verwesenden Fleisches auf. Aber es lockt ihn nicht, seine Wanderung zu unterbrechen und sich an dem Geiermahl zu beteiligen. Mit aufgestellten, nach vorn gerichteten Lauschern tritt er weiter.

Der Löwe macht den ersten vorsichtigen Schritt aus der Deckung, die ihm die Dornenbüsche gewähren, hinaus auf die freie Ebene. Deutlich zeichnen sich die Rippen auf dem struppigen Fell ab, das seinen gelben Glanz verloren hat. Er hat den Blick starr auf die Geier gerichtet, die im Streit um die letzten Bissen über dem Schilf mit schweren Flügelschlägen auftauchen und wieder darin verschwinden. Der Hunger ist groß und besiegt die Angst vor der freien Fläche. Der Löwe läuft auf die Ebene hinaus. Hinkend nähert er sich dem Schilfrand, aus dem das helle Kreischen der Geier klingt. Im Schwarm steigen die Aasvögel auf, als sie den Löwen bemerken. Einige fallen wenige Meter neben dem Kadaver wieder im Schilf ein, andere kreisen über der Beute. Einen kurzen Augenblick verhofft der Löwe am Rande der kleinen Schilflichtung, auf der die Reste der Büffelkuh liegen. Dann macht er drei unbeholfene Sätze und schlägt die schweren Pranken zwischen die Rippen,

an denen nur noch wenige Fleischfasern haften. Laut summend schwirren grün-schillernde Schmeißfliegen über dem Kadaver. Vom Verwesungsgeruch angezogen, laufen die lästigen Insekten über den Körper des Löwen, lecken in seinen Augen, hängen an den Lefzen, schwirren um die Pranken und kriechen in seine Nase. Die rauhe Zunge des Löwen fährt über die abgenagten Rippen. Am Kopf der Büffelkuh hängen unter der Haut noch Überreste der Kaumuskelatur, die vom Löwen gierig verschlungen werden. Geduldig hocken die Kappengeier, die wollmützenähnliche Federkappen auf dem Kopf tragen, in respektvoller Entfernung. Manche benutzen die Wartezeit, um ihr Gefieder zu ordnen. Sie ziehen sorgfältig eine Schwungfeder nach der anderen durch ihren in einem scharfen Haken auslaufenden Schnabel. Andere haben die Flügel weit gespreizt und sonnen sich. Selten schauen sie zum Büffelkadaver hinüber, denn die Beute ist für sie unerreichbar, solange der Löwe seinen Hunger stillt.

Als die atembeklemmende Mittagshitze sich über dem Schilf ausbreitet, ziehen sich die meisten Geier zurück. Mit schweren Flügelschlägen erheben sie sich, kreisen über der Beute, als könnten sie sich nur schwer vom Mahle trennen, und fliegen dann über die sonnengleisende Ebene hinweg zum Dornenbusch hinüber, wo sie auf einer Schirmakazie neben einer Massaiboma einfallen.

Ein über zwei Meter hoher Dornenverhau umgrenzt acht Massaihütten. Es sind niedrige, teils runde, an Bienenkörpe erinnernde, teils langgestreckte Hütten, deren Gerippe aus einem Geflecht von Ästen und Zweigen besteht, das mit einem Gemisch aus Lehm und Rindermist beworfen wurde. Dieser eigenartige „Mörtel“ ist in der Sonne ausgedörnt. Lange Risse ziehen sich vom gewölbten Dach zum Boden hinab. Sie werden vorläufig nicht ausgebessert, denn die Regenzeit ist noch fern.

Unter den Dornenbüschen liegen buntgescheckte Kälber. Müde blinzeln sie in das grelle Sonnenlicht. Auf ihren Leibern sitzen Hunderte von Fliegen. Sie bilden dicke Polster.

Ein Massaiknabe hockt am Boden. Nach Art der ostafrikanischen Hirten ruht er mit dem Gesäß auf den Fersen und hat, um das Gleichgewicht zu halten, die Arme ausgestreckt auf die Knie gelegt. Wie in der Sonnenglut welkende Blätter hängen seine Hände herab. Grauer Staub bedeckt seinen Körper. Neben ihm in einer Erdmulde liegen wenige Tage alte Lämmer der Fettschwanzschafe. Hin und wieder wedeln sie mit ihrem dicken Schwänzchen.

Mit eingezogenem Kopf, der fast in dem weißen Federkragen verschwindet, steht ein Marabu auf kalkig weißen Beinen. Der rote Halssack hängt schlaff auf seine Brust herab. Eidechsen huschen über den trockenen Boden, verharren einen kurzen Augenblick vor den Füßen des Marabus, nicken mit den Köpfchen und verschwinden in einem Erdloch.

Unter einer Akazie stehen Esel. Sie lassen die Köpfe hängen und halten ihre Augen halb geschlossen. Die Massafrauen haben sich in das Innere der Hütten zurückgezogen. Ein Kind schreit. Die Hitze liegt lähmend auf allen Lebewesen. Nur die kleinen Eidechsen fühlen sich in der sengenden Glut wohl.

Mit weit ausgreifenden schwerfälligen Schritten, von einem Bein auf das andere fallend, humpelt einer der Kappengeier zwischen den Hütten umher. Er sucht nach Abfällen, findet aber wenig, weil vor ihm die hungrigen Hunde der Massai gierig allen Unrat verschlungen haben. Sie können ihren Hunger nie stillen, denn niemand denkt an sie, niemand gibt ihnen Futter. Sie fressen sogar ihren eigenen Kot. Jetzt liegen sie im Schatten einer Hütte und kratzen sich heftig, denn die Flöhe wandern zu Hunderten über ihren mageren Körper. An den geröteten Lidrändern ihrer entzündeten Augen sitzen, den grauglänzenden Hinterleib prall mit Blut gefüllt, die Zecken.

Ein leichter Luftzug streicht über die Ebene und verebt zwischen den Dornenbüschen. Er hat nicht die Kraft, an den Zweigen zu schütteln, kaum, daß ein vertrocknetes Blatt vom Baume fällt. Bald werden die Luftbewegungen häufiger und intensiver, und schließlich wandeln sie sich zu einem Wind, der die brütende Schwüle der Mittagszeit hinwegträgt. Mensch und Tier können wieder atmen.

Der Hirtenknabe treibt langsam seine Kälber, Lämmer und Zickel auf einem schmalen Wildpfad in die Dornenbuschsteppe hinein.

Aus einer Hütte kriecht ein Massaimädchen heraus. Sie ist noch unverheiratet und trägt deshalb den breiten, mit bunten Perlen im Zickzackmuster bestickten Gürtel um die lange, mit einem schmalen Streifen Zebrafell eingesäumte Ziegenlederschürze. Auf ihren Schultern liegt ein breiter Perlenhalskragen, und an ihren durchstochenen und weit gedehnten Ohrläppchen hängen große Ohringe. Der linke Unterarm und beide Waden sind mit schweren Messingspiralen geschmückt, die wie Manschetten eng anliegen und die Muskeln einschnüren. Bei jedem Schritt schlägt die Lederschürze gegen die langen Beine. Die einem Sarong ähnliche Bekleidung des Oberkörpers besteht genauso wie die Schürze aus Ziegenleder, das mit Rindertalg eingerieben und mit roter Erde gefärbt wurde. Sie rutscht von der linken Schulter und läßt die feste runde Brust sichtbar werden. Das Massaimädchen ist es gewöhnt, schwere, mit Wasser gefüllte Flaschenkürbisse auf dem Kopf zu tragen, deshalb ist ihr Gang auch überraschend elegant. Nur in den Hüften bewegt sich der geschmeidige Körper des Mädchens, wenn die langen, schlanken Beine schreiten, während der Oberkörper ruhig bleibt und kaum seine gerade Haltung verändert. Sie lebt zusammen mit den jungen Kriegern in einem Kral, der wenige Meter vom Kral der erwachsenen und verheirateten Leute errichtet worden ist. Früher zogen die jungen Krieger oft aus, um benachbarte Stämme zu überfallen und deren Frauen

und Rinder zu rauben. Aber diese Zeiten sind längst vorüber. Von den großen Kriegszügen wissen nur noch die Alten im Dorf zu berichten. Damals wurden oft bedeutende Feste gefeiert, wenn die Krieger mit ihrer Beute zurückkehrten. Viele Tage und Nächte tanzten die jungen Mädchen mit den jungen Kriegern, tranken Pombebier und schlachteten ein Rind, um ein großes Festmahl zu bereiten. Heute werden nur noch die Beschneidungsfeste ausgiebig gefeiert. In diesem Jahr soll wieder ein Beschneidungsfest sein, wie die Alten sagen, aber es werden noch viele Sonnen hinter dem Berg des Gottes, dem Lengai, versinken, bis es soweit ist.

Lendei – so ist der Name des Mädchens, der erste, den sie bekommen hat – denkt oft an Feste und Tanz. Lendei heißt eine pflaumenähnliche Frucht. Diesen Namen erhielt sie von ihrer Mutter, als sie wenige Monate alt war. Auch solche Namensgebungen werden gefeiert, aber dazu werden nur die verheirateten Männer und Frauen der Verwandtschaft eingeladen. Ein Rind wird geschlachtet und Honigbier gebraut. Als am Ende der letzten großen Regenzeit die Namensgebung des Sohnes der vierten Frau des Dorfältesten gefeiert wurde, durften sich die jungen Krieger und die unverheirateten Mädchen an dem Fest beteiligen. Auch Lendei war dagegewesen. Begonnen hatte die Namensgebung damit, daß die verheirateten Frauen und Männer sich in den frühen Nachmittagsstunden unter einer Schirmakazie zusammenfanden und sich in einem Kreis niedersetzten. Unter Lachen und Schimpfen war der Name des Kindes, das auf dem Schoß seiner Mutter saß, gefunden worden. Die alte Einäugige hatte vorgeschlagen, das Kind „der Kurzbeinige“ zu nennen, weil es zu kurze Beine habe. Andere schlugen vor, ihm den Namen „der mit dem dicken Hals“ zu geben. Aber die Mutter hatte sich einen besseren Namen ausgedacht. Als sie von ihrem älteren Bruder gefragt wurde, wie sie ihr Kind nennen wolle, schlug sie vor, ihm den Namen „Ol ongischu, Viehbesitzer“ zu geben, denn eine große Rinderherde wünscht jede Massaimutter ihrem Knaben, wenn er erwachsen ist und die erste Frau in seine Hütte geführt hat.

Damit war die Namensgebung vollzogen. Die Mutter hängte ihrem Kind eine Perlenkette um den Hals, stand auf und zog mit den Gästen, die eine lange Reihe bildeten, zum Eingang des Krals. Singend hatten sie die Dornenäste umtanzt, mit denen der Eingang zum Kral nachts verschlossen wird, und im Gesang Ngai gebeten, dem Knaben Kraft und Stärke zu geben, ihn zu einem angesehenen und geachteten Krieger heranwachsen zu lassen. Während die Frauen noch lange Zeit tanzten, hatten sich die verheirateten Männer schon bald um die Kübel mit Honigbier versammelt und so lange getrunken, bis sie in völliger Trunkenheit in den Sand gesunken waren.

Das Bier war von der ersten Frau des Dorfältesten selbst hergestellt worden. Lendei hatte ihr zugeschaut. Nachdem der Honig der wilden Bienen in Wasser auf-

gelöst und dieser Flüssigkeit eine Wurzel der Steppenaloë zugesetzt worden war, mußte das Getränk drei Tage gären. Die jungen Krieger durften an dem Gelage nicht teilnehmen. Sie tanzten mit den Mädchen abseits des Kral der Verheirateten bis tief in die Nacht hinein. Kitissia, der Tapfere, war vor Lendei wiederholt auf- und abgesprungen. Lendei hatte diese Sympathiebezeugungen gern beantwortet. Kitissia war so hoch gesprungen wie kein anderer Krieger, obwohl viele mit ihm wetteiferten. Lendei dachte oft an dieses Fest.

Die zweite Namensgebung des Kindes, bei der dem Knaben vom Vater ein Name verliehen wird, mit dem nur er ihn ruft, war nicht gefeiert worden. Aber wenn der Knabe seine ersten Schritte gemacht hat, wird es ein großes Fest geben, denn dann erhält er seinen Hauptnamen, den jeder kennt und mit dem ihn jeder anspricht. Doch bis es soweit ist, werden auch noch viele Sonnen hinter dem Lengai versinken, und mindestens zwei Regenzeiten werden kommen und gehen.

Lendei nimmt eine der Kürbisflaschen, die am Eingang zur Hütte lehnen, und räuchert sie mit einem schwelenden Akazienzweig aus, denn die Gefäße riechen sauer, wenn in ihnen Milch aufbewahrt wurde. Als diese Arbeit beendet ist, nimmt Lendei eine Holzschale, in der sie Rinderurin aufgefangen hat, und spült die Kürbisflasche mit dem Urin aus. Wasser taugt nicht für die Reinigung der Flaschen. Die Milch wird, wenn die Kürbisflasche mit Wasser ausgespült würde, nicht gleichmäßig dick, wie die Massai es wünschen, sondern setzt eine Schicht Wasser ab.

Wenn die Sonne sinkt, werden die Krieger die Rinderherden in den Kral treiben, und die Frauen werden die Kühe melken. Dann müssen alle Kürbisflaschen sauber sein. Der Hirtenknabe ärgert sich über seine Schützlinge. Immer wieder entfernen sie sich von dem schmalen Wildpfad, um die wenigen grünen Blätter zu fressen, die sie auf den staubbedeckten Zweigen der Dornenbüsche am Rande des Wechsels entdeckt haben. Er schlägt die ungehorsamen Lämmer mit einer langen Gerte, damit sie zur Herde der Jungtiere zurückkehren. – In der Trockenzeit sind alle Haustiere hungrig. Deutlich zeichnen sich die Rippen unter dem stumpfen Fell der Kälber ab. Die durstende Wildnis bietet so wenig Nahrhaftes, daß es ganz unmöglich ist, den Hunger zu stillen. Auch die Euter ihrer Mütter sind leer, wenn die Kälber abends, nachdem die Kühe gemolken wurden, zu ihnen dürfen. Gierig saugen sie dann die letzten Tropfen aus den schlaffen Zitzen. Deshalb laufen sie zu jedem grünen Blatt, das sie zwischen den Dornen und dünnen Zweigen entdecken können.

Kleine leuchtendblaue Finkenvögel flattern zwischen den Büschen hoch, wenn die Kälber mit ihren unbeholfenen Sprüngen die Sträucher niederbrechen. Ein Schwarm Sandflughühner, die sich in ihrem graugelben Gefieder kaum vom Steppenboden abheben, huscht durch das Gestrüpp, und mit kurzen, harten Flügelschlägen baumt ein Gelbhalsfrankolin auf. Der Knabe sieht die Tiere nicht. Warum sollte er sie auch

beachten. Die Massai essen kein Wildfleisch und jagen nur, wenn sie als beschnittene Knaben Pfeil und Bogen verliehen bekommen haben, um sich für den Krieg zu üben. Außerdem begegnet er den Sandflughühnern und den Frankolinen jeden Abend an derselben Stelle, wenn er seine Tiere zur Tränke führt. Sie sind immer in der Nähe des großen Baobab, des Affenbrotbaumes, in dessen mächtigen Stamm die El dorobo Holzbolzen geschlagen haben, damit sie ihn leichter besteigen können. Der Knabe lächelt abfällig, wenn er an die El dorobo, die Armen, denkt. Für ihn sind die El dorobo Menschen niedrigster Schicht, die so arm sind, daß sie kein Vieh besitzen und das Fleisch des Wildes verzehren müssen. Sie jagen mit Pfeil und Bogen. Der weiße Mann hat es ihnen verboten, Gift an die Pfeile zu schmieren, aber sie tun es trotzdem noch, und wenn der weiße Mann kommt, um Steuern einzutreiben, dann verschwinden die El dorobo in den dichten Busch, dorthin, wo die Elefanten sind, wenn die Regenzeit eingesetzt hat. Der weiße Mann könnte bald wieder einmal kommen, denkt der Knabe. Nicht der weiße Mann, der von dem Afrikaner mit der hohen Mütze auf dem Kopf und dem Gewehr auf der Schulter begleitet wird und der Geld oder Rinder von den Massai haben will, sondern der andere weiße Mann, der die gute Medizin hat. Es sind wieder viele Massai im Dorf krank. Lailago, die Tochter des Jongai, hustet oft, und seit der letzten Regenzeit ist sie dürr und welk geworden wie die Blätter der Akazien in der Trockenzeit. Lailagos Mutter hat ihr die zu Pulver zerriebene und mit frischem Rinderblut vermischte Rinde eines Baumes zu trinken gegeben, aber der Husten hat nicht nachgelassen. Nachts liegt sie oft in Schweiß gebadet in der Hütte, wie die anderen Mädchen erzählen, die mit ihr im Kral der jungen Krieger schlafen. Sie schwitzt, obwohl die Nächte oft sehr kühl sind. Auch haben viele Kinder Ausschlag an den Händen und Füßen. Manchen läuft gelbes Wasser aus den Augen, und ein junger Krieger leidet, seit er seine Verwandten in der Nähe von Mto-Wa-Mbu besucht hat, unter furchtbaren Schmerzen, wenn er sich niederhockt, um zu harnen. Es wäre schon gut, wenn der weiße Mann mit der Medizin wieder einmal zu den Massai käme. Vier Regenzeiten sind vergangen, seitdem der weiße Mann zum letztenmal im Kral war.

Der Knabe hat den Baobab erreicht, und wie er es jeden Tag tut, steigt er auch heute, die Holzbolzen im Stamm des Baumriesen wie die Sprossen einer Leiter benutzend, in die breite Krone des Baobabs. Von dort oben hat er einen weiten Rundblick. Er sieht die Staubwolken der großen Rinderherde, die von den Kriegern langsam zur Tränke getrieben wird. Eine Herde Kongoniantilopen äst in der Nähe des Krals. Hin und wieder werfen die Tiere die Köpfe hoch, lauschen und äsen dann weiter. Von den Elefanten, die er oft von dieser hohen Warte aus sah, ist noch nichts zu sehen. Sie kommen erst, wenn es geregnet hat, wenn die Akazien blühen und überall grüne Blätter locken, wenn die Rinder wieder Fett ansetzen und

an den Blüten die bunten kleinen Vögel, die Honigsauger, hängen. Dann wird er immer erst auf den Baobab steigen, bevor er sich mit seiner Herde der Wasserstelle nähert, denn sein Spielgefährte Kaiga, der Lange, ist in der letzten Regenzeit von Elefanten angegriffen und in den Boden gestampft worden, als er die Kälber zur Tränke führte. Aber jetzt sind die Elefanten noch in den Bergen, wo immer grüne Bäume und Büsche sind, weil es dort oben auch manchmal in der Trockenzeit regnet, wie die Alten erzählen, die früher einmal in den Bergen waren.

Der Knabe sieht nicht den Löwen, der in dem Sansevierengestrüpp am Wasserloch liegt und seine Wunde leckt.

Als der Löwe die letzten Fleischfasern von den Knochen der Büffelkuh genagt hatte, war er wieder über die Ebene gezogen und hatte seinen Durst an der Tränke gestillt. Während er sich sonst um diese Zeit nie in der Nähe des Wassers aufhielt, weil der Lärm der Massaikrieger, die ihre Rinder am Abend zur Tränke treiben, ihn beunruhigte, ist er heute von der für ihn so anstrengenden Wanderung zum Schilf und wieder zurück zur Buschwildnis erschöpft. Hunger und Fieber haben ihn geschwächt. Deshalb hat er zwischen den Sansevieren einen Unterschlupf gesucht. Ihm fallen vor Müdigkeit die Augen zu.

Ein Rascheln im dürren Laub am Boden läßt ihn aufhorchen. Ein Erdhörnchen sucht mit der Nase dicht am Boden nach Nahrung. Der Löwe bleibt ruhig. Nur seine Muskeln spannen sich. Die Schwanzspitze richtet sich auf und bewegt sich langsam hin und her, als gehöre sie nicht zu dem großen gelben Körper. Immer näher kommt das possierliche kleine Nagetier. Langsam schiebt sich der Kopf des Löwen nach vorn und nähert sich immer mehr den Pranken, die ausgestreckt auf dem Boden liegen. Das Erdhörnchen stutzt und richtet sich auf. Die kleine Nase bewegt sich schnell auf und nieder. Aber es bemerkt die Gefahr nicht, läßt sich wieder auf die Vorderbeinchen fallen und sucht weiter nach Nahrung, mit der Nase im Laub schnüffelnd. Ein grünes Blättchen, keinen Meter vom Löwen entfernt, wird von den Pfötchen erfaßt und, nachdem sich das kleine Tier wieder aufgerichtet hat, zwischen die Nagezähnen geschoben. Aber es hat kaum ein Stück vom Blatt abgebissen, als der Löwe mit einem schweren Schlag seiner Pranke das Leben des Erdhörnchens beendet. Gierig beißt er in die Beute, leckt das frische Blut, beißt noch einmal zu, trennt den kleinen Körper mit einem Biß der Reißzähne auseinander und schlingt. Es war nur ein kärgliches Mahl. Den Hunger kann diese geringe Beute nicht stillen, aber es war die ganze Aufregung der Jagd dabei, das Verharren, das Lauern, das Warten und Zuschlagen.

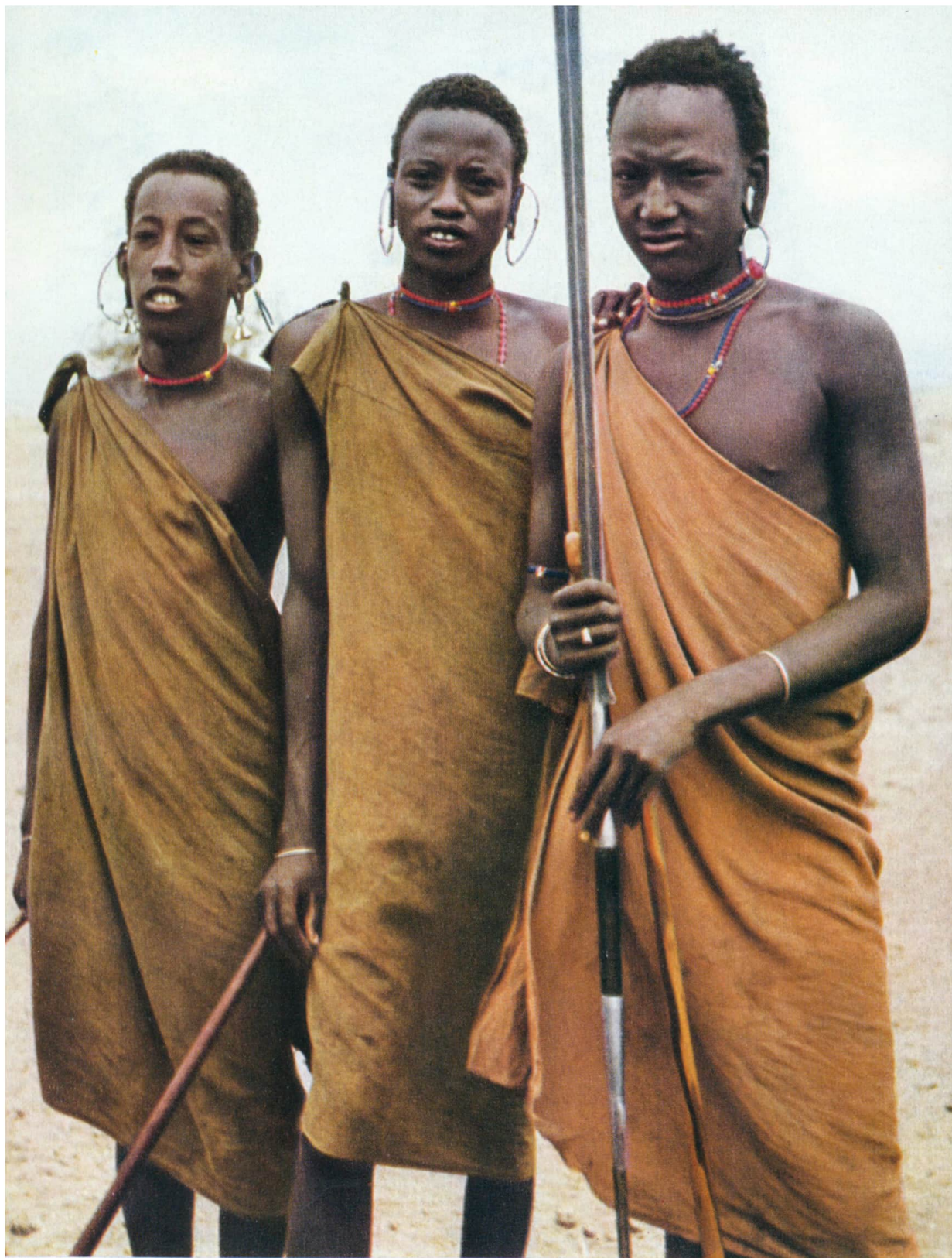
Der Löwe will aufstehen, um noch einmal zum Wasser zu gehen, als ihn wieder ein Geräusch aufhorchen läßt. Es ist das Blöken eines Kalbes, ein Laut, der ihn sonst zum Rückzug veranlaßt. Heute aber wirkt dieser Laut ganz anders auf ihn. Die



Nicht im dichten Urwald, wie die meisten Hornvögel, sondern in der parkartig offenen Landschaft der Dornenbuschwildnis lebt der Steppenhornvogel. – Die Hyänenhunde gehören zu den wenigen Tieren der Erde, die vor dem Menschen nicht die Flucht ergreifen.



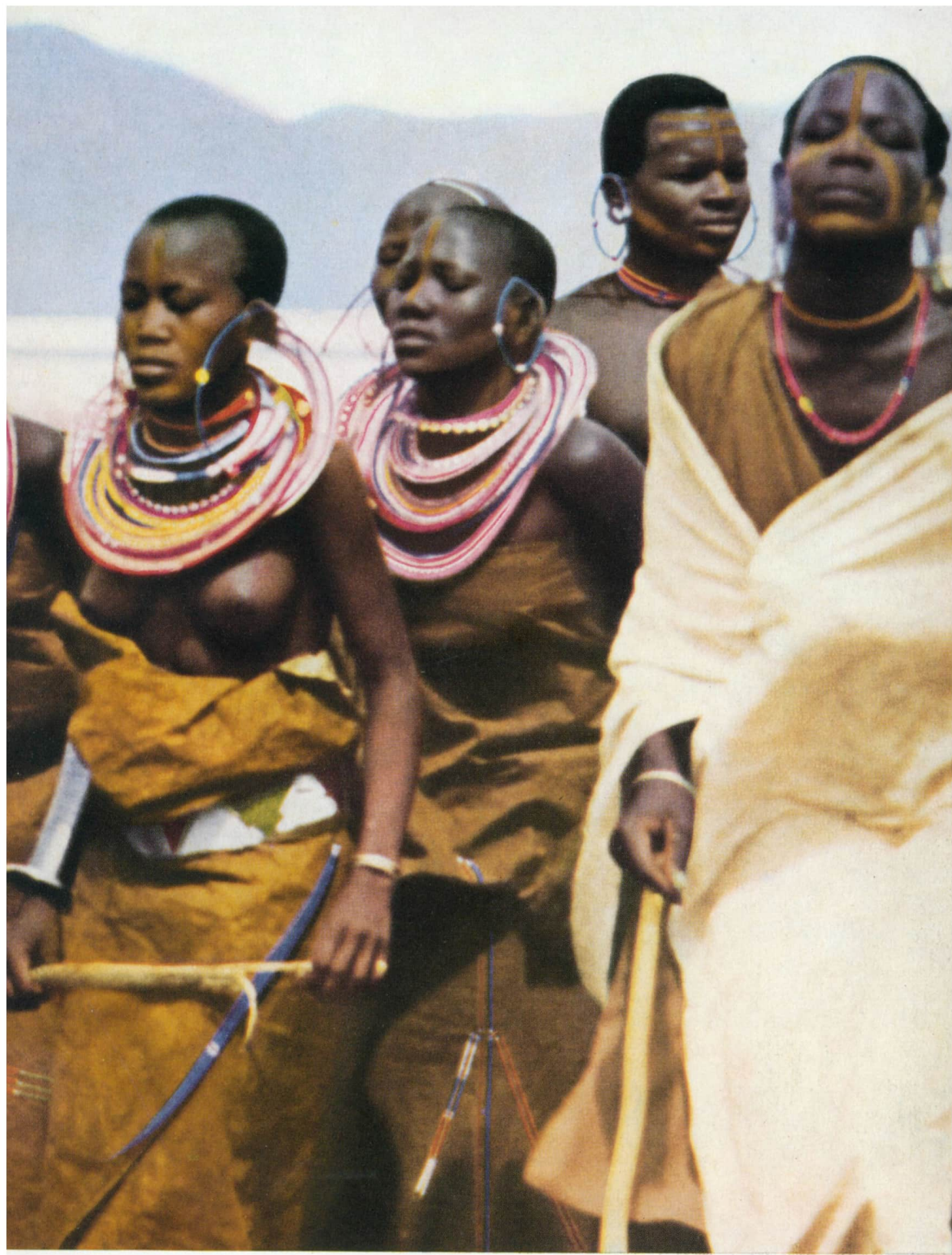
Der Baobab, der Affenbrotbaum, ist der einzige Baum auf unserer Erde, dessen Stamm breiter als hoch sein kann. Von den Afrikanern wird er gern als Aussichtsturm verwendet. Sie haben Holzbolzen in seine Rinde geschlagen, um leichter in die breite, während der Trockenzeit blattlose Krone klettern zu können.



Früher war es Ehrensache der Massaikrieger, daß sie andere Volksstämme überfielen. Heute ist ihr einziger Feind nur noch der Löwe, der mitunter in ihre Rinderherden einbricht und Beute macht.



Den Kriegern gegenüber stehen die Mädchen. Mit zurückgelegten Köpfen wippen sie in den Knien. Ihre bunten Halskragen schwingen im Rhythmus auf und ab.

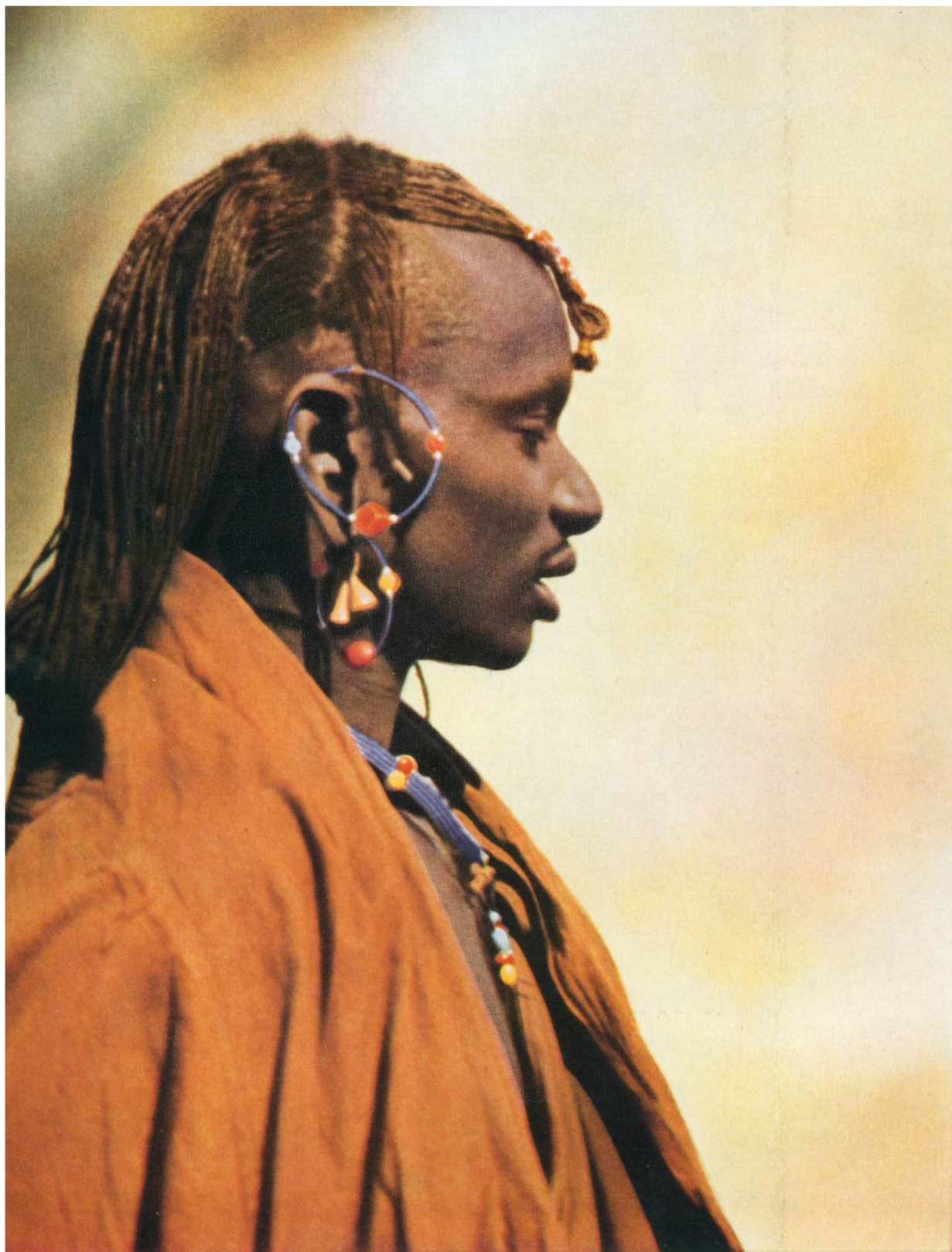




Die Massaikrieger sind zum Tanz aufgestellt. Einer trägt den Kriegsschmuck aus Straußenfedern. Die weiße Feder über der Stirn zeigt an, daß dieser Krieger einen Löwen erlegt hat.



Vor ihrer Auserwählten springen die Massaikrieger aus dem Stand mit angelegten Armen in die Luft und versuchen, sich gegenseitig in der Höhe zu überbieten.



Die Frisur des Massaikriegers besteht aus zahlreichen Zöpfen, die sich in einem dicken langen, durch einen Stab versteiften Zopf auf dem Rücken vereinen. Das Haar ist mit Rindertalg eingefettet und mit roter Erde bepudert. Auch auf der Stirn hängt ein mit Perlen verzierter Zopf. Die Ohrläppchen sind durchbohrt und durch schweren Perlen- und Kupferschmuck herabgezogen.

Erregung des Tötens ist noch in ihm, und auch der Geschmack der frischen Beute liegt noch in seinem Maul. Leise läßt er sich wieder zum Boden hinabsinken. Auch das Rufen des Knaben stört ihn heute nicht. Der Hunger ist groß. Er übertönt die Scheu vor dem Menschen. Ungewohnt ist der süße Geruch der Rinder, der an seine Nase weht. Auch ein anderer Duft ist dabei. Wenn er sich auch nicht erinnert, daß dieser Duft von ranzigem Rindertalg an seine Nase schlug, als er vor wenigen Tagen mit schmerzender Wunde hier am Wasserloch lag und die Stimmen der Menschen hörte, so beunruhigt ihn doch dieser Geruch. Er duckt sich. Sein angespannter Körper ist zu neuem Angriff bereit.

Der Knabe merkt nicht, daß seine Kälber, Zickel und Lämmer sich heute nur zögernd der Tränke nähern. Sie spüren das Raubtier. Die Gerte des Hirten treibt sie voran. Einige Lämmer blöken ängstlich und drängen zurück. Ein Kalb bricht nach der Seite aus. Der Knabe schlägt mit ärgerlichen Rufen auf das Tier ein. Immer näher kommen die Zickel dem Sansevierengestrüpp. Immer heftiger werden die Schläge des Hirtenknaben. Schon ist die Herde in Staub gehüllt, der von den kleinen Hufen der ängstlichen Tiere aufgewirbelt wird.

Der Körper des Löwen schmiegt sich an den Boden an. Aufgeregt peitscht der Schwanz hin und her. Ein Kalb springt in unbeholfenen Sätzen unmittelbar vor die Sansevieren. Aber der Knabe ist hinter ihm, und ein klatschender Schlag mit der Gerte trifft das Fell des Tieres. Das Kalb rührt sich nicht vom Fleck. Mit gespreizten Beinen steht es und starrt in die Sansevieren. Schon holt der Hirtenjunge zum nächsten Schlage aus, doch seine Gerte trifft kein zweites Mal den Rücken des Tieres, denn aus dem Sansevierengestrüpp bricht ein gelber Körper hervor. Ein kurzer Aufschrei erstirbt zwischen den Lippen des Kindes, als es der furchtbare Schlag der Pranke des Löwen trifft, der sich vor ihm aufgerichtet hat, weil ihn das verletzte Bein am Sprunge hindert. Der schwere Körper des Löwen begräbt den schwachen, leblosen Knaben unter sich. Blindlings rennen die Tiere in alle Richtungen davon. Ein Steppennashornvogel fliegt kreischend zum nächsten Baum.

In der Bar des Safarihotels sitzt Brenton mit seinen Söhnen. Sie stoßen mit einem Glas Whisky an. „Auf eine erfolgreiche Elefantenjagd“, ruft Richard, und sein Vater ergänzt: „Auf einen starken Löwen. Ich möchte wissen, was aus dem Prachtkerl geworden ist, dem ich am Manyarasee eine Kugel auf das Fell gebrannt habe. Sein Fell würde gut vor meinen Schreibtisch passen. Ich sage euch, der hatte einen Schädel so groß wie ein Nilpferd.“ Richard lacht. „Der Whisky wirkt wie ein Vergrößerungsglas. Trinken wir also auf deinen Prachtlöwen, den du in den Hintern geschossen hast.“ Gläser klirren aneinander. Brentons Glas entgleitet seinen durch den Whisky unsicher gewordenen Händen und zerschellt am Boden.

Wilde Hunde

DER Löwe unterbricht sein Mahl, als die Krieger sich mit ihren Rinderherden der Wasserstelle nähern. Das Geläut der Holzglocken, die am Hals der Leitbullen befestigt sind, und die lauten Rufe der Hirten vertreiben ihn. Er schleppt die Überreste des Knaben in das Sansevierengestrüpp, lauscht, knurrt unwillig und zieht sich langsam zurück. Er läuft einen alten Elefantenwechsel entlang, der in der vergangenen Regenzeit zum letztenmal von den Dickhäutern benutzt worden ist. Der Pfad führt zur großen Ebene am Manyarasee, auf der sich die Zebras, Gnus und Giraffen zu ihren abendlichen Wanderungen zusammenfinden. Blutige Fetzen des zerrissenen Gewandes des Knaben sind an einem Dornenbusch hängengeblieben, als der Löwe die Überreste seiner Beute in das Sansevierengestrüpp schleppte. In einem breiten Strom wälzt sich die Herde der durstigen Rinder auf die Tränke zu, alle Spuren des Geschehens am Wasserloch unter ihren Hufen zerstampfend. Mit weit aus den Höhlen getretenen Augen schlürfen die zuerst an der Tränke eingetroffenen Rinder das lehmiggelbe Wasser. Hunderte drängen brüllend nach, und mitten unter ihnen, vom Staub eingehüllt, immer darauf bedacht, von den Leibern nicht gequetscht zu werden, laufen schreiende Krieger. Sie schlagen mit ihren Speeren gegen die krankhaft geblähten Bäuche der Tiere, treten ihnen in die Weichen und lassen, um sich Platz zu verschaffen, den Griff ihres schweren Buschmessers auf die mit kleinen Hörner bewehrten Schädel hinabsausen, in denen jetzt nichts anderes ist als der überwältigende Drang zum Wasser. Der Schweiß rinnt an den schlanken, mit grauem Staub bedeckten Körpern der Krieger herunter. Er zeichnet kleine rote Bahnen auf Brust und Rücken der sehnigen Gestalten, denn ihre Haut ist mit Rindertalg gefettet und mit roter Erde eingepudert worden.

Einer der Hirten erreicht die Wasserstelle. Sein Blick fällt auf den Dornenbusch, an dem der Tuchfetzen des getöteten Knaben hängt. Er stutzt. Mit kräftigen, schonungslosen Schlägen treibt er die Rinder auseinander und macht den Weg zum Dornenbusch frei. Vorsichtig, fast ängstlich betrachtet er den blutigen Lappen, biegt die Zweige auseinander und sieht eine verstümmelte Hand des Knaben liegen.

Deutlich zeichnen sich daneben im Staub die Abdrücke der Pranken des Löwen ab. Wortlos starrt er auf diese Spuren eines grauenhaften Geschehens. Der Anblick ist für ihn nicht furchtbar, weckt nicht Schrecken und Mitleid, sondern fordert die Tat, den Kampf mit dem Feind des Massai, mit dem Löwen. Er stößt einen gellenden Schrei aus, der den Lärm der Rinder durchschneidet. Es ist ein unartikulierter Laut, der die anderen Krieger sofort herbeieilen läßt. Sie finden ihren Gefährten, wie er in wilder, unbändiger Wut seinen Speer in den Dornenbusch schleudert und hinter dem Geschoß mit federnden Sprüngen herspringt, um den Speer wieder aus dem Boden zu reißen. Es geht nicht um den Knaben oder gegen den Löwen, es geht nur noch um das Töten. Ein Feind ist da, gleichgültig, ob es der Löwe ist oder die Kikuyus oder der weiße Mann – ein Feind ist da. Mit jedem gellenden Ruf, der über die ausgetrockneten Lippen der Krieger springt, wächst dieser Feind, nimmt Form und Gestalt an. Schaum tritt aus ihrem Mund. Ihre Augen sind gerötet. Jetzt werfen auch die anderen Krieger ihre Speere in den Dornenbusch. Einer entdeckt die vom Löwen versteckten Reste des Knaben. Erschreckt fährt er zurück, bricht einen Zweig ab und wirft ihn über den unkenntlichen Leichnam. Die anderen Krieger folgen hastig seinem Beispiel. Der außerhalb des Kral Gestorbene bringt Unglück über das ganze Dorf, wenn man Ngai nicht durch Zweige versöhnt, die man über die Leiche wirft. Wieder schlagen sie auf die Rinder ein, die noch nicht alle am Wasser ihren Durst stillen konnten. Zurück zum Kral! Es gibt frohe Nachricht für alle jungen Krieger, zurück zum Kral, der Löwe ist da! Er hat den Massai den Kampf angesagt. Er hat mit einem Kind gekämpft und hat gesiegt. Er wird mit Massaikriegern kämpfen müssen, und die Krieger werden siegen, werden seine Pranken und seine Schwanzquaste den Mädchen in den Schoß legen, wenn sie vom Kampf zurückkehren, um eine Nacht lang zu tanzen und eine Nacht lang vom Kampf mit dem Löwen zu singen. Noch erbarmungsloser sausen die Schläge auf die mageren Rücken der Rinder hernieder, die sie von der Tränke hinweg zum Kral treiben sollen, denn die Ungeduld ist zum Treiber geworden. Sie will im Kral berichten, was an der Tränke geschah.

Wieder liegt Stille über dem Busch. Vorsichtig kommt ein Frankolin zum Wasserloch. Die Tränke ist von den Hufen der durstigen Rinder in einen Schlamm-
pfuhl verwandelt worden. Das Frankolin taucht den Schnabel in das trübe Wasser und streckt im nächsten Augenblick den Kopf nach oben, um das Wasser hinunter-
rinnen zu lassen. Auf der Schirmakazie über der Tränke gurren Tauben, deren
rotes Brustgefieder aus dem Grün der Zweige hervorleuchtet. Am Wasser tragen
die Bäume das ganze Jahr über saftige grüne Blätter. Als das Frankolin seinen Durst
gestillt hat, huscht es wieder in den Dornenbusch zurück.

Die große Wandergemeinschaft der Zebras, Gnus und Giraffen hat sich in Be-

wegung gesetzt. Langsam schreiten die Giraffen der großen Herde voran. Kopfnickend folgen ihnen die Zebras und die Gnus. Eine Giraffe bleibt stehen und lauscht. Ein beunruhigendes Geräusch von flüchtigen Hufen läßt sie verhoffen. Auch die anderen Tiere verlangsamten ihren Schritt und bleiben schließlich stehen. Die gespannte Aufmerksamkeit der Giraffe teilt sich allen mit. Die Lauscher sind aufgerichtet und nach vorn gelegt, die Nüstern geweitet. Von allen Seiten wird die Luft eingesogen. Die Sonne versinkt hinter der ostafrikanischen Grabenmauer und taucht mit ihren letzten Strahlen die Steppe in rotes Licht. Unschlüssig schauen die Giraffen zum Buschrand hinüber, dorthin, wo das Wasserloch liegt, wo der Wechsel zwischen den Schirmakazien verschwindet. Aber sofort drehen sich die Köpfe wieder der Richtung zu, aus der das Getrappel der Hufe erklingt. Außer einer Hyäne, die ebenfalls lauschend auf der freien Fläche steht, ist kein Lebewesen zu sehen. Auch die Hyäne hat dieses Geräusch gehört, einen Laut, der alle Tiere der Steppe zur Vorsicht mahnt.

Am Horizont wirbelt eine Staubwolke auf. Dort rast mit klaffenden Mäulern ein Trupp Kongonis über die Salzebene. Die Augen sind weit aufgerissen, sind angstverzerrt, denn die Tiere werden getrieben, werden schon lange Zeit von Hyänenhunden gehetzt. Das winselnde girrende Klaffen der buntgescheckten Räuber kommt näher, immer näher. Ein wenige Tage altes Kalb verliert den Anschluß an die Herde, bleibt zurück. Die Mutter des kleinen langbeinigen Tieres schaut sich nicht um, sie rast mit der Herde weiter. Die Leiber der Kongonis triefen vor Schweiß. Immer unsicherer werden ihre Füße. Schon strauchelt ein Bock, überschlägt sich, in eine Staubwolke gehüllt, springt wieder hoch und folgt der Herde, aber seine Spannkraft läßt schnell nach. Hat ihn vorher noch die Panik der Herde vorangetrieben, so wirkt jetzt die Trennung von der Herde lähmend. Er hört hinter sich, ganz nah, ein lautes Bellen und ein gurgelndes Röcheln. Die Hyänenhunde haben das Kalb erreicht, haben es zu Boden gerissen und sich auf das zappelnde, lebende Fleisch gestürzt. Vom Kongonikalb werden nicht alle satt. Das Rudel besteht aus zwanzig Hyänenhunden. Acht sind bei der Beute geblieben, zwölf hetzen den Bock zu Tode. Für sie scheint diese mörderische Jagd keine Anstrengung zu sein. Spielerisch springen sie im Lauf hoch. Dann greifen sie mit den Pfoten wieder so weit aus, daß ihre Bäuche fast auf dem Boden schleifen. Durch ihr klirrendes Gekläff muntern sie sich gegenseitig auf. Ein Hyänenhund hat den Bock erreicht. Die Gier der anderen läßt es nicht zu, ihn allein an dem Opfer zu sehen. In wenigen beschleunigten Sprüngen sind auch sie herangekommen. Zu gleicher Zeit springen zwölf Hunde an der Antilope hoch. Fünf mit furchtbaren Zähnen bewaffnete Mäuler verbeißen sich im Körper des völlig erschöpften Tieres, das erneut strauchelt, einen der Hunde unter sich begräbt, aber schon wieder auf den gestreckten,

zitternden Vorderbeinen steht. Bevor jedoch die Hinterbeine den Leib hochschieben können, sitzen ihm die Hyänenhunde im Fell. Zwei haben sich in den Hals des Bockes verbissen und zerren den Kopf des Tieres zu Boden. Sie schütteln ihn hin und her. Aus dem geöffneten Maul der Antilope dringt ein Blutschwall. Von dem Schlag eines Hinterhufes getroffen, fliegt ein Hund laut winselnd durch die Luft. Aber die Abwehrbewegungen werden immer müder, und während die Lichter brechen, reißen die unersättlichen Hunde den Leib ihrer Beute auf und zerren die dampfenden Därme in den Staub.

Sie beißen, schütteln, ziehen, beißen wieder, und in Sekunden sind wie von scharfen Scheren zerschnittene Fleischfetzen aus der Beute gerissen, die sie mit einem schnellen Ruck des Schädels zwischen die kräftigen Reißzähne schleudern. Ein kurzer Riß, ein Schlingen, und erneut stürzen sich die Hunde auf die Antilope. Die Räuber knurren sich an, beißen nach ihrem Jagdgefährten, zerren an seinem Fleischbrocken, verbeißen sich in unendlicher Gier in die Lefzen des Artgenossen, wenn sie dasselbe Stück wie er verschlingen wollen. Beschmiert von Blut und Kot kämpfen sie um die gemeinsam erlegte Beute.

Die Kongonis haben ihre Flucht verlangsamt. Ihre schwitzenden Körper dampfen, als sie endlich mit zitternden Flanken stehenbleiben und ängstlich hinter sich lauschen. Kein Geräusch dringt an ihre Ohren. In der Dämmerung sehen sie vor sich die graue Masse der Giraffen, Zebras und Gnus. Erschöpft schreiten sie auf die Herde zu, die sich wieder in Bewegung setzt und zur Tränke zieht. Der Mond steigt hell leuchtend aus der Steppe auf. Aus dem Boden dringt die aufgespeicherte Hitze des Tropentages. Sterne blinken wie geschliffene Brillanten in fortwährend wechselnden Farben. Eine Nachtschwalbe schreit.

Längst hat die Herde den Buschpfad, der zur Tränke führt, erreicht. Zögernd schreiten die Giraffen voran. Heute ist an der Tränke etwas nicht in Ordnung, sind andere Düfte im Busch. Wenig stört der Geruch der Rinder, mehr die aufdringlichen Körperausdünstungen der Massaihirten und vor allem die Witterung des Blutes, vermischt mit dem scharfen Raubtiergeruch.

Aus dem Gestrüpp der Dornenbüsche klingt das Keckern der Schakale, die von der Beute des Löwen angelockt worden sind. Auch eine Hyäne läßt ihren langgezogenen Ruf ertönen. Dann ist es wieder still.

Die Vögel haben ihre Schlafbäume aufgesucht und hocken schweigsam auf den Zweigen. Die Erdhörnchen sind längst in ihrem Bau verschwunden, und auch der kreischende Lärm der Meerkatzen ist verstummt. Zu kleinen Gruppen aneinandergedrängt, sitzen die Affen in den Astgabeln, den Kopf auf die Brust gesenkt, die Arme zwischen die angezogenen Beine geschoben und die herabhängenden Schwänze umeinandergelegt, als wollten sie auch während des Schlafes sich der Anwesenheit

des Hordenkumpans versichern. Nur manchmal ist das Winseln eines Affenkindes zu hören, das von seiner Mutter zu fest an die Brust gedrückt wird. Eine Schar Perlhühner sitzt auf den äußersten Zweigen der weit ausladenden Krone einer Schirmakazie, die ihre Wurzeln in den feuchten Boden am Rand der Wasserstelle gesenkt hat. Der metallisch läutende Lockruf dieser Hühner im blauen Federkleid, den sie tagsüber immer hören lassen, ist verstummt. Ihre Hälse strecken sich über die Zweige hinaus, und ihre mit einer Haube geschmückten Köpfe zucken hin und her, den Blick zum Boden hinabschickend. Als sie zum Wasser kamen, um ihren Durst zu stillen, mußten sie vor den Schakalen auf den Baum fliehen.

Die Schakale befinden sich immer noch am Wasserloch. Sie vertilgen die Reste der Beute des Löwen. Ein Löffelhund kriecht zwischen den Büschen hindurch, steht und lauscht. Seine riesigen Ohren schwenken nach den Seiten und nach vorn. Mit erhobener Nase und zusammengekniffenen Augen schnüffelt er. Der Schakalgeruch ist ihm nicht angenehm. Aber die Schakale sind mit der Beute beschäftigt. Vorsichtig trippelt der Löffelhund zur Tränke. Während er mit der Zunge das Wasser in sein Maul schlägt, fangen die Lauscher jedes Geräusch auf, und die großen Augen suchen die Dämmerung zu durchdringen. Das Knacken eines Zweiges läßt ihn hochfahren.

Wieder steht er und lauscht. Ein dicker Nachtfalter schlägt neben ihm auf den Boden. Blitzschnell schnappt der Löffelhund zu. Die Zunge fährt über die Lefzen und wischt die zerplitterten Teile des Falterflügels ins Maul. Ein dürrer Ast bricht im Busch. Der Löffelhund zuckt zusammen. Immer häufiger und lauter wird das Knacken im Akaziengestrüpp. Die durstige Wildherde naht.

Mit wenigen kurzen Sprüngen verschwindet der Löffelhund zwischen den Sansevieren. Auch die Schakale haben ihre Mahlzeit unterbrochen. Gespannt schauen sie in die Richtung, aus der die Geräusche kommen. Tiefe Dunkelheit liegt zwischen den Bäumen und Sträuchern, nur über den Kronen der Akazien leuchtet noch ein letzter fahler Schein des schwindenden Tages. Eine Eule ruft und fliegt mit lautlosem, schwerem Flügelschlag über die Wasserstelle hinweg. Einen kurzen krächzenden Schrei ausstoßend, flieht ein Steppennashornvogel vor ihr, als sie auf dem Ast eines Baumes einfällt. Dann ist es wieder still am Wasserloch. Vermodertes Holz rieselt über die Blätter der Schirmakazie, auf der die Eule sitzt.

Die Herde hat ihre Wanderung unterbrochen. In der Nacht zur Tränke zu gehen, sind die Tiere nicht gewöhnt. Sonst haben sie um diese Zeit längst ihren Durst gestillt und stehen weit draußen auf der strauchlosen Ebene. Durch die Hyänenhunde und das Zögern am Buschrand, als die Witterung von Mensch und Raubtier an ihre Nüstern schlug, haben sie viel Zeit verloren. Nun tritt die erste Giraffe, eine alte Kuh, auf deren Fell sich die breiten Narben eines abgewehrten Löwenangriffes

abzeichnen, auf die Lichtung. Sie lauscht. Vorsichtig geht sie zum Wasser, sichert einen Augenblick und spreizt dann mit fast waagrecht gestrecktem Hals die langen Beine. Der mit drei großen Hornzapfen bewehrte Kopf erreicht das Wasser, die behaarten Lippen tauchen ein. Jetzt drängen sich die anderen Giraffen neben sie, schieben ihre Beine auseinander und trinken in langen Zügen. Zwischen ihren Körpern zwängen sich die Zebras hindurch, waten einige Schritte in das Wasser hinein und trinken.

Gnus fallen am schlammigen Rand des Pfuhles auf die Knie, schieben die breiten Mäuler in den Morast und schlürfen die lehmige Brühe. Es ist ein Drängen und Schieben von Leibern, ein Kommen und Gehen, das sich fast lautlos vollzieht. Ein quiekender Schrei zerschneidet die Stille. Die Giraffen reißen ihre schweren Körper zurück. Die langen Hälse fahren hoch, Wasser spritzt unter den Hufen der Zebras auf. Die Gnus springen auf die Beine, machen kehrt und drängen blind zum Wechsel zurück, sich mit ihren Hörnern einen Weg bahnd. Als sich nach Minuten noch keine Gefahr gezeigt hat, sinken die Hälse der Giraffen wieder zum Wasser hinab, die Zebras tauchen ihre Mäuler beruhigt wieder ein, und die Gnus schieben sich zögernd wieder zum Wasser vor. Nun hat auch der Löffelhund seine Beute. Ein Hase ist quiekend zwischen seinen Zähnen verendet.

Der erste Trupp von Giraffen, Zebras und Gnus tritt den Rückweg in die Steppe an. Die letzten Tiere an der Tränke sind die Kongonis. Sie fühlen sich unsicher in der fremden Umgebung. Nach der furchtbaren Hetzjagd sind sie überaus feinhörig. Das leiseste Knacken eines Astes, das Rascheln einer Maus in dem dürren, von den Bäumen gefallenen Laub oder auch das Grunzen eines Gnus läßt sie erschreckt zusammenfahren. Wenn ihr Durst, der nach dem erschöpfenden Lauf besonders groß ist, auch noch lange nicht gestillt ist, so schließen sie sich doch der davonziehenden Herde an. Der Mond steht schon hoch am sternklaren, sich in das Unendliche wölbenden Tropenhimmel, als die Tiere wieder die freie Ebene erreichen. Die größte Gefahr ist vorüber. Der Wind weht hier ungehindert über das Grasland und bringt ihnen Witterung vom See. Die Ohren können auch entfernte Geräusche auffangen, und die Augen schauen weit über das Land. So stehen und warten die Tiere, bis der erste lichte Streifen am Horizont ihnen den neuen Tag verkündet.

Abseits von der Herde steht eine junge Zebrastute. Sie ist voller Unruhe. Ihr praller Leib zuckt unter Wehen. Sie legt sich nieder, steht wieder auf, läuft einige Schritte und legt sich wieder nieder. Da schieben sich zwei kleine Hufe aus ihrer Scheide. Schon folgt der Kopf, und in einer Flut von Fruchtwasser quillt der kleine gestreifte Körper hervor. Die Nabelschnur reißt. Die Stute springt auf, dreht sich um, beißt in die Fruchthülle hinein, die jetzt schlaff an dem Fohlen klebt, und reißt sie von dem zappelnden Zebrakind herunter. Gierig frißt sie die nasse Haut auf.

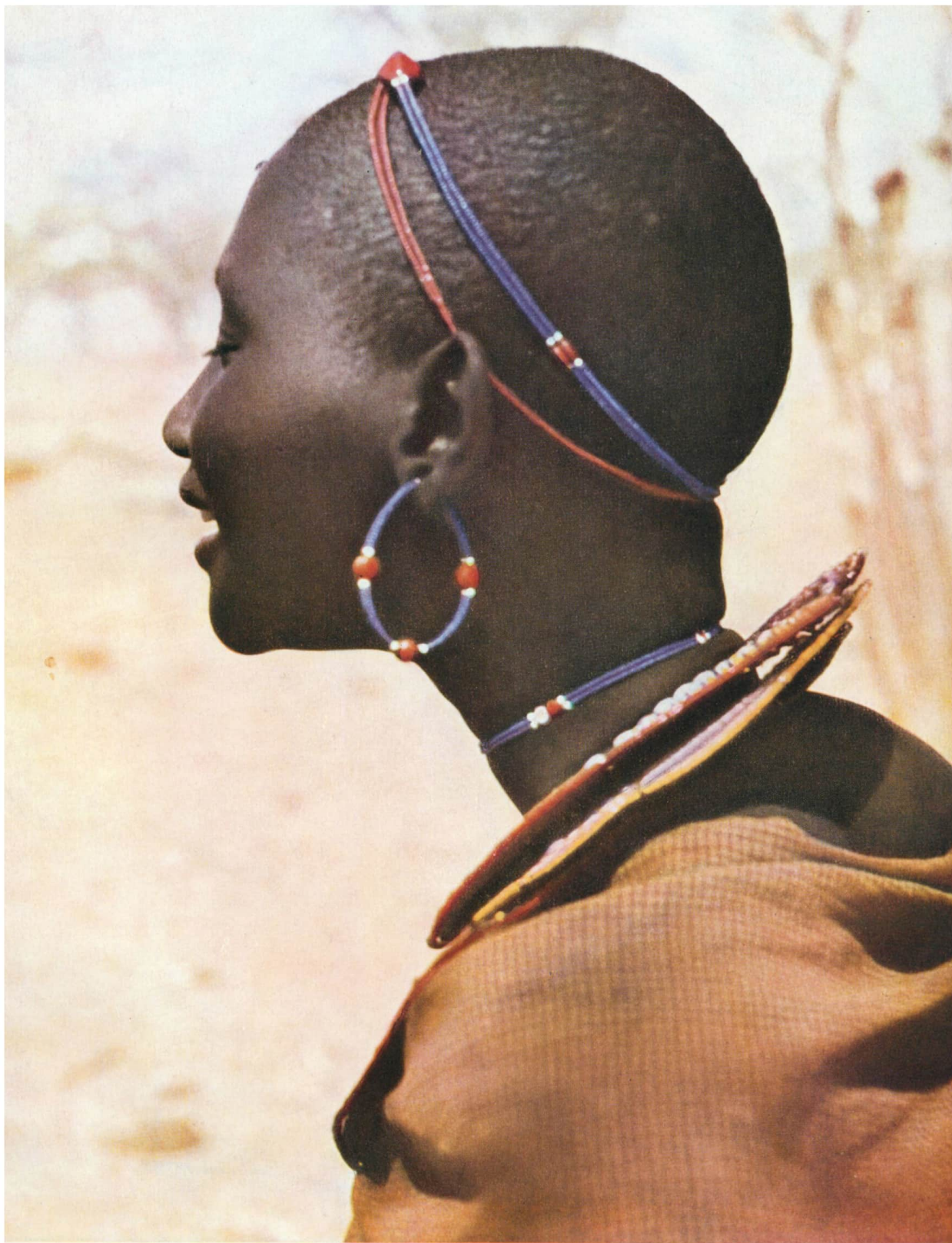
Die Gefahr, die für das Neugeborene besteht, in der Fruchthülle zu ersticken, ist beseitigt. Erschöpft liegt das Kleine auf der Seite und pumpt die ersten Atemzüge in seine Lungen. Die Mutter stößt ihr Kind mit dem Maul, reibt am After, fährt ihm zwischen die Hinterbeine und wälzt das hilflose Wesen auf den Rücken. Die kleinen Hufe, die noch von weichen Schutzkappen umhüllt sind, rudern in der Luft. Kaum haben sie wieder den Boden erreicht, macht das Fohlen auch schon den ersten Versuch, sich aufzurichten. Es zieht die langen, dünnen Beine unter den Leib und streckt sie aus. Aber auch für ein Zebrakind ist aller Anfang schwer. Der Körper verliert das Gleichgewicht, und kopfüber fällt das Fohlen in den Staub. Nach dieser Anstrengung, die mit einem Mißerfolg endete, liegt das Kleine, neue Kräfte sammelnd, einige Minuten im Steppengras.

Bald folgt ein zweiter Versuch. Wieder schiebt es den Hinterkörper hoch, und mit einem Sprung zieht es die Vorderbeine nach. Weit gespreizt wie Stelzen ohne Gelenke, halten die enggestreiften Beine den schwankenden Körper. So steht es, ohne sich zu rühren, steht und versucht nur, das Gleichgewicht zu halten. Der schwere Kopf hängt herab. Das Fell ist noch naß, und die Haare stehen in Büscheln zusammengklebt wie kleine Hörner vom zitternden Leib ab. Aus den Geburtswegen der Mutter löst sich die Nachgeburt und fällt zum Boden herab. Gierig wird sie von der Stute gefressen. Die schwachen Beine des Fohlens versagen den Dienst und ermattet sinkt das Zebrakind zusammen.

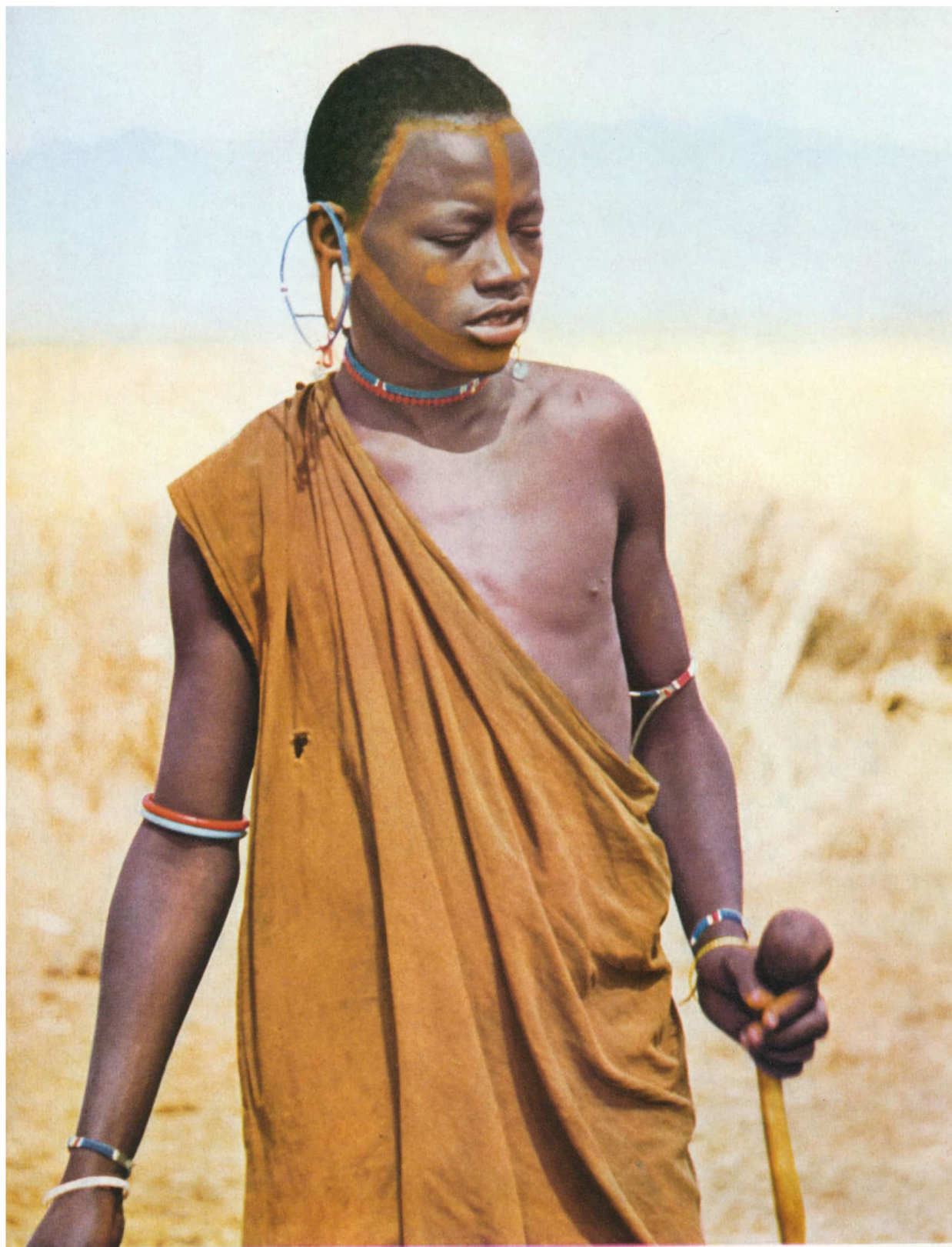
Wieder ruht es nur Minuten. Als es zum dritten Male steht, stützt es schon mit schwankenden Schritten auf die Mutter zu und stößt mit seiner kleinen warmen Schnauze an die Brust der Stute, schiebt das Maul zwischen die Vorderbeine und beginnt, nach den Zitzen zu suchen. Die Stute weicht aus. Das Fohlen hat den falschen Körperwinkel gewählt. Es sucht weiter. Mit leichten Stößen tastet es sich am Bauch der Mutter entlang, erreicht die Hinterbeine und erfaßt eine Zitze. Der Kopf des Kleinen schlägt gegen das Gesäuge. Warme süße Milch fließt in das Maul des Zebrakindes. Ruhig steht die Mutter und läßt es sich gern gefallen, daß ihr Kind die Milch aus ihren Zitzen zieht.

Vom Schilfrand des Manyarasees klingt das keckernde Lachen von Hyänen über die nächtliche Grasebene. Die gefleckten, breitschädlichen Raubtiere zerknacken zwischen ihren kräftigen Kiefern die Knochen der Büffelkuh und verschlingen die letzten in der heißen Sonne vertrockneten Überreste des Kalbes, das die Geier aus dem trächtigen Leib der Kuh zerren.

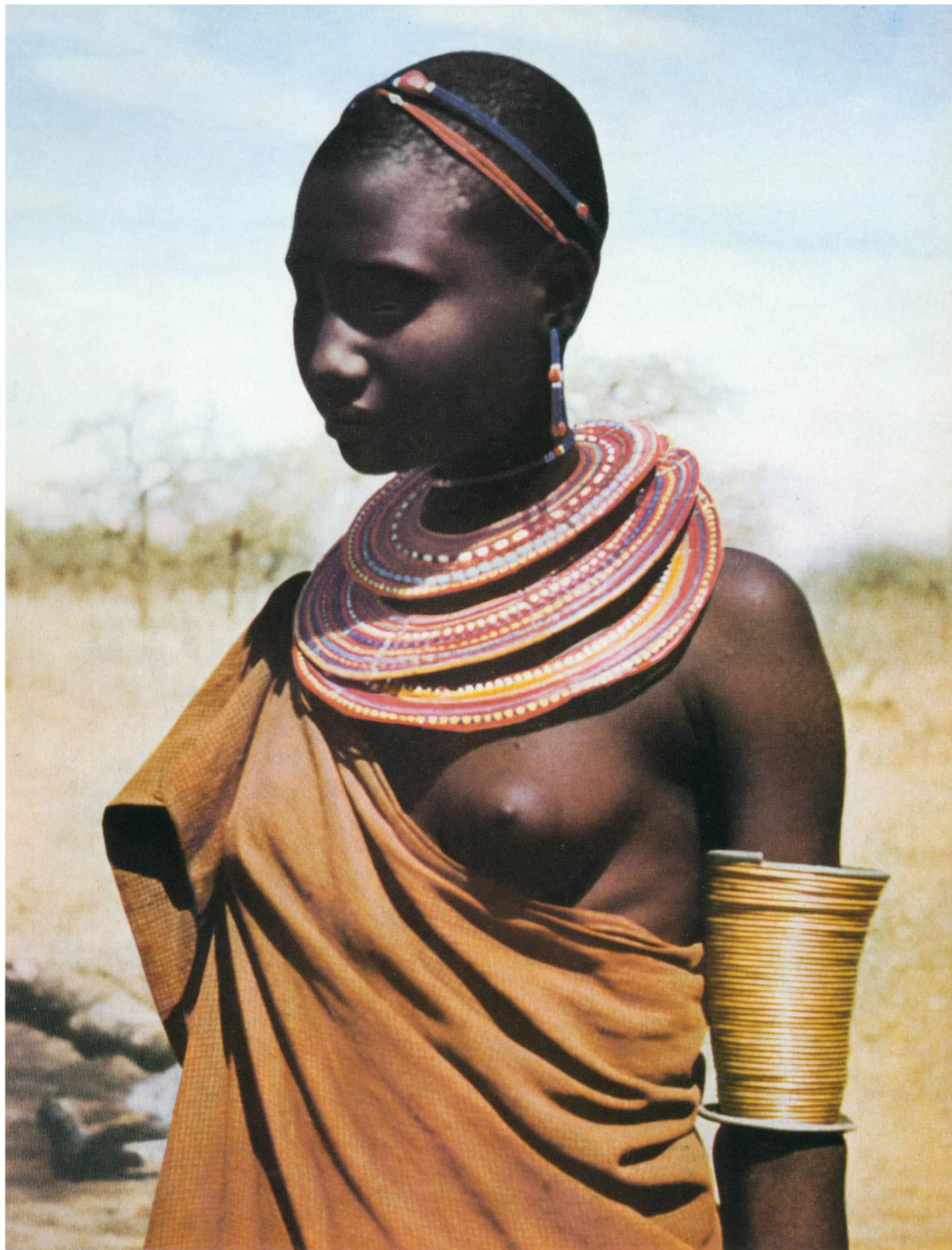
Mitternacht ist längst vorüber, als die Ältesten des Massaikrales auseinandergehen und zu ihren schlafenden Frauen in die Hütten kriechen. Die Nachricht der jungen Krieger vom Tod des Knaben hat sie lange beraten lassen. Morgen wird mit den Vorbereitungen zur Tötung des Löwen begonnen. Honigbier muß gebraut wer-



Die Köpfe der Frauen und Mädchen sind geschoren. Ihr Schmuck besteht aus großen Ohrringen, die sogar über den Kopf gezogen werden können. Früher trugen die Massaifrauen Messingspiralen um den Hals, die aber durch die bunten Perlenreifen verdrängt worden sind.



Zur Tanzbemalung wird ein Gemisch aus roter Erde, die der eisenhaltige Lateritboden Afrikas reichlich liefert, und Rinderfett verwendet. Das am Körper ranzig gewordene Fett bestimmt auch den Körpergeruch der Massai.



Die Drahtspiralen an den Armen gehören zum typischen Schmuck der Massaifrau. Sie schneiden oft tief in die Muskeln ein und sind viele Kilo schwer.



In der nächsten Nacht schlugen diese Löwinnen in der Nähe unseres Lagers eine Giraffe. Im Laufe der folgenden Tage fanden sich an dem Riß auch Mähnenlöwen ein.





Zu Beginn der kleinen Regenzeit trafen wir im Massailand häufig auf Straußeltern mit ihren vor wenigen Tagen geschlüpften Jungen. Auch der Vater beteiligt sich an der Brut und der Betreuung der Nachkommen.



Wenn die Strauße vor uns flohen, lief eine Gruppe von Jungtieren hinter der Mutter her, während die anderen in der Nähe des Halmes Schutz suchten. Die Straußenhenne stellte sich mitunter lahm, um unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und uns von den Jungen hinwegzulocken.



Auch während der heißen Mittagszeit sah ich Strauße nie ruhen. Immer waren sie auf der Nahrungssuche. An dem schwarzen Federkleid ist der Hahn deutlich zu erkennen.

den, und die jungen Krieger werden tanzen. Auch die Mädchen sind aufgeregt. Noch lange sitzen sie um das glimmende Feuer in ihren Hütten, deren Wände durch den Rauch geschwärzt sind, und sprechen von dem großen Fest, das bald gefeiert wird und nach der siegreichen Rückkehr der Krieger seinen Höhepunkt erreichen soll.

In der Mitte des Krales, der aus einem dichten Dornbuschverhau gebaut wurde, stehen die Rinder. Ihre Hufe versinken in dem lockeren, aus einer dicken Schicht getrockneten Kuhmistes gebildeten Boden. Ihre Leiber strömen einen süßen Geruch aus, der auch der Milch und den Massai anhaftet. Die Kälber, Lämmer und Zickel verbringen die Nacht in den Hütten. Mit ihrer Körperwärme helfen sie den Raum heizen, denn die Nächte sind kühl in Afrika.

Aus der Steppe tönt das langsam zu voller Lautstärke anwachsende Gebrüll eines Löwen. Ein zweiter antwortet von weitem. Der Gelähmte fällt nicht in den Ruf ein. Er liegt schweigend am Buschrand und lauscht auf das Gekläff der Hyänenhunde, die noch immer, obwohl ihre gefüllten Bäuche gebläht sind, von ihrer Beute fressen. Die Anwesenheit der buntgescheckten Hunde beunruhigt ihn. Seine Verletzung macht ihn unsicher und scheu. Er steht auf, hinkt am Rand der Buschsteppe entlang und überquert schließlich die weite, salzbedeckte Ebene, die im hellen Mondlicht wie ein Schneefeld anmutet. Es dauert Stunden, ehe er den Wald, der die kleine ostafrikanische Bruchstufenwand bedeckt, erreicht hat. Erschöpft legt er sich nieder. Dieses Gebiet ist ihm fremd. Vor Jahren, als er noch im Rudel der Halbwüchsigen jagte, waren sie auf ihren weiten Streifzügen auch einmal auf die andere Seite des Manyarasees gekommen. Aber aus dieser Zeit tritt keine Erinnerung in die Gegenwart.

Auf der Fährte

BEIM Gesang der Glanzstare, der den neuen Tag verkündet, kriechen die Massai aus ihren Hütten. Die Rinder werden den Knaben zur Betreuung übergeben. Die Knaben dürfen sich, solange der Löwe noch lebt, mit den Tieren nicht aus der näheren Umgebung des Krals entfernen. Aus Fett und roter Erde rühren die Mädchen eine dicke Schminke an und bemalen ihr Gesicht. Sie tauchen den Zeigefinger in die Paste und führen ihn über die Stirn und auf dem Nasenrücken entlang. Um ihren Hals legen sie die breiten, aus bunten, aneinandergereihten Glasperlen bestehenden Halskragen, die bei jedem Schritt auf den schlanken Schultern der Mädchen wippen. Die Ohrläppchen werden durch große schwere Ohrringe aus Kupferdraht weit gedehnt und herabgezogen. Unverheiratete Mädchen haben den breiten mit Perlen im Zickzackmuster bestickten Ledergürtel angelegt. Überall herrscht ein geschäftiges Treiben. Die älteren Frauen bereiten die Herstellung des Honigbiers vor. Junge Krieger sind aufgebrochen, um zum Wald am Grabenabhang zu gehen, wo sie hoffen, die Nester wilder Bienen zu finden und Honig zu erbeuten. Auch drei Späher sind ausgesandt worden. Sie sollen den Aufenthaltsort des Löwen erkunden. Als sie zur Tränke kommen, wo sie die Fährte des Knabenmörders aufnehmen wollen, stellen sie fest, daß die Giraffen, Zebras, Gnus und Kongonis alle Spuren verwischt haben. Die Abdrücke der breiten Pranken des Löwen enden auf dem Wildwechsel. Die Fährtsensucher klettern auf den Baobab, um von der Krone des Baumes aus die Umgebung nach dem Löwen abzusuchen. Aber so sehr sie sich auch bemühen, irgendein Anzeichen zu entdecken, das ihnen den Unterschlupf der großen Raubkatze verrät, bleibt ihr Bemühen doch ohne Erfolg. Draußen, über der Grassteppe kreisen Geier am Himmel. Dort muß der Riß eines Raubtieres liegen, das aber seine Beute noch nicht verlassen hat, sonst wären die Geier längst am Kadaver. Die drei jungen Krieger beraten, wo sie nach dem Löwen suchen sollen. Sie kommen zu dem Entschluß nachzusehen, wodurch die Geier angelockt werden.

Als sie, dem Wildpfad folgend, aus dem Busch heraustreten, sehen sie die Reste der Kongonis, die von den Hyänenhunden belagert werden. Wenn ein Geier zu nahe

an die Kadaver herankommt, springen einige der Wächter auf und vertreiben den aufdringlichen gefiederten Gast.

Würden die Krieger einige Schritte am Buschrand entlang laufen, so fänden sie dort die Fährte des Löwen, der in der vergangenen Nacht die Salzebene überquerte. Aber ihre Blicke streifen über das Grasmeeer. Hier entdecken sie einige schwarze Punkte, die sich auf den Grabenrand zu bewegen. Es sind die Honigsucher. Weiter gleiten ihre Blicke über die sonnenüberstrahlte Ebene. Kein Lebewesen ist zu sehen. Die Späher haben ihren Speer schräg vor sich in den Boden gerammt. Sie stehen auf einem Bein, das andere angezogen und den Fuß gegen den Oberschenkel gelegt. Der Körper ist leicht nach vorn geneigt, die Hände umfassen den Schaft des Speeres, an den sich die Schulter lehnt. An dieser Ruhestellung sind die Massai und die Wanderobo schon von weitem zu erkennen. Die Krieger sind unschlüssig. Während der heißen Zeit des Tages ist der Löwe nicht auf der baumlosen Ebene zu finden. Löwen verschlafen den Tag im Schatten der Bäume. Deshalb wäre es auch wenig erfolgversprechend, wenn die Krieger in der Grassteppe nach dem Raubtier suchen wollten. Der Löwe muß noch im Pori, im Busch, stecken. Aber wo sollen sie ihn dort suchen? Das Pori ist groß. Sie beschließen, zur Tränke zurückzugehen und noch einmal die Fährte des Löwen aufzunehmen. Mit leicht federnden Schritten laufen sie neben dem Wildpfad entlang, in der Hoffnung, dort einen Abdruck der Löwenpranke zu finden. Vielleicht ist der Löwe dem Wechsel nicht bis zum Rande der Buschwildnis gefolgt, vielleicht hat er schon vorher den Pfad verlassen? Das Geräusch flüchtenden Wildes läßt die Krieger aufblicken. Eine Straußenhenne und ein Straußenhahn rennen mit weit ausgreifenden Schritten durch den Busch, gefolgt von kleinen, eben erst dem Ei entschlüpften Küken. Als die Krieger das Sansevieren-gestrüpp erreichen, an dem der Löwe den Knaben schlug, und die Umgebung nach den Spuren des Raubtieres absuchen, finden sie wieder nur die Fährte, die auf dem Wechsel unter den Hufen des Wildes erlischt, das in der letzten Nacht zur Tränke kam. Ohne Ergebnis kehren sie zum Kral zurück, wo sie von den Alten mit Spannung erwartet werden. Ihr Bericht wird mit Mißfallen entgegengenommen. Der Älteste im Dorf schlägt vor, alle jungen Krieger auf die Suche nach dem Löwen zu schicken. Sie sollen das Pori durchstreifen und erst zurückkommen, wenn sie den Feind gefunden haben. Einige sollen in der Nähe des Löwen bleiben, sollen ihm folgen und den Kriegern, die nach kurzer Vorbereitung ausrücken werden, den Unterschlupf der Raubkatze zeigen. Als die Mittagshitze vorüber ist, brechen die Krieger auf. Sie haben sich auf eine lange Suche vorbereitet. Jeder trägt einen Speer bei sich. Die großen, mit grellen Farben bemalten Schilde aus Büffelhaut, die sie auf der Löwenjagd benutzen, haben sie nicht mitgenommen. Wenn sie zurückkommen, werden sie sich mit weißer Farbe bemalen, werden ihren Kopfputz aus Straußenfedern und

Löwenmähne anlegen, werden die Waden mit dem Fell der Guerezaaffen schmücken und ihre Schilde zum Schutz gegen die Prankenhiebe des Löwen holen. Sie werden gemeinsam den Feind stellen und töten, denn darin sind sie sich alle einig, daß sie den Löwen finden und erledigen werden.

Die Mädchen stehen vor ihren Hütten und schauen den Kriegern nach, die bei ihrer Rückkehr im Gesang berichten werden, wo sie den Löwen fanden und wie sie ihn erlegen wollen. Sie werden Honigbier trinken und tanzen, eine ganze Nacht lang mit den Kriegern tanzen.

Die Dunkelheit sinkt über das Land am Manyarasee hernieder, Hyänen heulen. Dort, wo die Zebrastute ihr Fohlen zur Welt brachte, schnüffeln Schakale am Boden. Sie finden Reste der Fruchthülle und der Nachgeburt, die sie gierig verschlingen. Vom Schilf klingt das Gebrüll eines Löwen. Ein anderer antwortet aus dem Akazienbusch nahe der Tränke, und in seinen Ruf fallen zwei Löwinnen ein, die bei ihm sind.

Die Wildherde, die auch heute wieder verspätet zur Wasserstelle zieht, weil die Anwesenheit der Massaikrieger im Pori sie beunruhigte, steht und lauscht. Ein Rudel Thomsongazellen hat sich ihnen zugesellt. Sie sind aus den Steppen am Fuß des Lengai gekommen, wo die Wasserlöcher versiegt sind und das Wild auswanderte. Auch die Löwen haben ihr Jagdgebiet verlassen und sind dem Wilde gefolgt. Am Manyarasee gibt es genügend Wasser für alle. Die Löwen haben es bei solchen starken Wildansammlungen leicht, Beute zu machen. Sie sind fett und träge. Aber wenn sie das Gebrüll eines Artgenossen hören, müssen sie antworten. Am Rande des Pori steht ein junger dunkelbemähter Löwe und hat den Kopf nach vorn gestreckt. Aus seinem halbgeöffneten Maul rollt der Ruf hervor. Bald steigt das Gebrüll an und zerfällt schließlich in kurze, ausgehauchte Töne, die in schneller Folge stoßweise seinem Leib entquellen. Noch ehe er seinen Ruf beendet hat, beginnen seine Gefährtinnen erneut. Die Antwort jenseits der Ebene erfolgt lauter. Der Kumpen ist näher gekommen. Er steht, vom Mond beschienen, auf der weißen Fläche und brüllt.

Erregt lauscht die Wildherde dem drohenden Gesang. Mit geblähten Nüstern verharren die Zebras, die Thomsongazellen haben die Köpfe hoch erhoben, und manchmal stampfen sie lautlos mit ihren schmalen Hufen auf den staubigen Boden. Nur das neugeborene Zebrafohlen weiß nichts von der drohenden Gefahr und drängt mit seiner kleinen warmen Schnauze nach dem mütterlichen Milchquell. Noch steht die Mutter abseits der Herde. Die jungen Hengste haben ihr sehr nachgestellt, als sie mit ihrem Kind zur Herde zurückkehrte. Der Geruch ihres Scheidensekretes hat sie wild werden lassen, und immer wieder haben sie versucht, die Stute zu bespringen. Auch jetzt steht wieder einer dieser Bedränger dicht neben ihr. Aber die Gefahr, die allen droht, duldet keine Betätigungen, die nicht der Abwehr des Feindes dienen. Als

der letzte dumpfe Laut über die Grasebene gerollt ist, kommt wieder Leben in die Herde. Langsam setzt sich die große Wandergemeinschaft in Bewegung.

Seit Jahren hat die Regenzeit nicht so lange auf sich warten lassen, seit Jahren hat es am Manyarasee keine solche große Wanderung des Wildes mehr gegeben. Darüber spricht man auch in der Baracke des Inder in Mto-Wa-Mbu. „Nicht einen Schwanz habe ich am Lengai gesehen. Die Nguruosteppe ist wie ausgestorben“, sagt Petersen, ein Farmer von Oldeani. „Auch im Ngorongoro ist kaum mehr ein Gnu zu finden. Der alte Siedentopf würde Pleite machen, lebte er noch und wollte sich wie damals vom Handel mit Gnuschwänzen ernähren.“

„Es ist eine durstige Zeit, Herr“, bestätigte ihm mit einem tiefen Seufzer der Inder und öffnet eine Flasche Coca-Cola, um sie dem Gast hinzuschieben.

„Der Mist der Nashörner war trocken wie Staub“, fährt Petersen fort. „Ich würde schwören, daß am Lengai seit Jahren kein Nashorn gewesen ist, wenn ich nicht selbst vor drei Monaten, als die Steppe am Lengai noch grün war und blühte, dort einen kräftigen Bullen geschossen hätte. Er fiel im Feuer. Ein Blattschuß, wie er im Buche steht.“ Zur Bekräftigung seines Berichtes schlägt Petersen mit der sommerprossigen Hand auf die Ladentafel, daß die Hälfte des Inhaltes seines Glases herausschwappt und sich über die Kämme und Pralinen ergießt, die auf der Tafel zum Kauf ausgebreitet sind.

„Bwana, du verdirbst meine Waren“, klagt der Inder, denkt aber nicht daran, die Coca-Cola-Pfütze aufzutrocknen, sondern holt schnell eine neue Flasche aus dem mit Petroleum gespeisten Eisschrank hervor, um das Glas wieder aufzufüllen. „Vor einigen Tagen war Bwana Quinn in Mto-Wa-Mbu“, beginnt der Inder das Gespräch wieder. „Er hatte Gäste, die einen Löwen schießen wollten. Aber sie haben den Löwen nicht bekommen, nur angeschossen haben sie ihn.“

„Quinn ist ein guter Schütze, er muß viel Pech gehabt haben, wenn er den Löwen nicht bekam“, fällt Petersen ein.

„Er schoß nicht. Der andere Bwana, den Bwana Quinn führte, schoß. Vielleicht hat er ihn nur in den Schwanz getroffen, denn der Löwe drehte sich schnell im Kreis und verschwand im Schilf. Es war ein starker Löwe. Bwana Quinn hat mir gesagt, ich soll die Afrikaner fragen, ob sie den Löwen gesehen haben. Bwana Quinn will zurückkommen und den Löwen jagen.“

Aber vielleicht findest du ihn, vielleicht gefällt er dir, und du schießt ihn.“

„Ich will Quinn nichts wegnehmen“, wirft Petersen ein.

„Dann werden die Massai den Löwen nehmen“, entgegnet der Inder. „Ein Afrikaner sagte es mir, der von den heißen Quellen kam. Er traf dort auf Massai, die Honig suchten, weil sie Bier brauen wollen. Es soll ein großes Fest gefeiert werden, wenn sie den Löwen gespeert haben, der das Kind fraß.“

„Welches Kind?“ fragt Petersen.

„Das Massaikind! Ein Junge, der das Vieh hütete und den der Löwe schlug. Die Massai werden den Löwen töten.“

„Und der man-eater soll Quinns Löwe sein?“

„Ich weiß es nicht bestimmt, Bwana, ob es derselbe Löwe ist, aber es kann sein. Außerdem ist es gar nicht wichtig, denn die Massai werden nicht fragen, ob der Löwe, den sie töten, auch bestimmt der Löwe ist, der den Knaben fraß. Sie werden einen Löwen töten, und es wird gut sein, sie nicht daran zu hindern. Ich kenne die Massai, wenn sie sich vorgenommen haben, einen Feind zur Strecke zu bringen. Sie haben lange Zeit nicht kämpfen dürfen. Jetzt haben sie eine Gelegenheit, ihre Speere hervorzuholen.“

„Wenn ich auch, um Nashörner zu jagen, zum Manyarasee gekommen bin, so würde ich doch ganz gern den man-eater auf die Decke legen. Hast du die Afrikaner gefragt, ob sie den Löwen gesehen haben?“

„Es gibt viele Löwen hier, Bwana. Sie sind mit dem Wild gekommen. Aber den angeschossenen Löwen hat keiner gesehen. Es sind Wanderobo in Mto-Wa-Mbu; wenn du ihnen Fleisch und Shillings versprichst, werden sie dir helfen, den Löwen zu finden“, antwortet der Inder.

„Bring die Kerle her, ich will mit ihnen reden“, sagt Petersen in befehlendem Ton.

Der Inder ruft einer seiner Töchter, die vor der Baracke spielen, zu, daß sie die Wanderobo holen soll. Das Mädchen, das höchstens acht Jahre alt ist, trägt einen kaum drei Jahre jüngeren Bruder im Reitsitz auf den Hüften. Behutsam setzt sie ihn in den Staub und rennt davon. Wenige Minuten später stehen zwei schlanke Gestalten, die genauso wie die Massai mit langen, über der rechten Schulter geknüpften Tüchern bekleidet sind, in der Tür. Petersen winkt sie herein und versucht, ihnen klarzumachen, daß sie den Löwen suchen sollen, der den Knaben tötete. Hin und wieder geben die beiden Burschen einen gurgelnden Laut von sich und geben damit zu erkennen, daß sie verstanden haben. Als Petersen seine Rede beendet hat, beraten sich die Wanderobo lange Zeit in ihrer Stammsprache. Schließlich sagt der ältere, daß sie den Löwen suchen wollen und daß dafür jeder zwanzig Shillings haben will. Petersen brüllt sie an. „Ihr Gauner glaubt, mich betrügen zu können. Sehe ich wie ein Greenhorn aus? Ihr erhaltet fünf Shillings und keinen Cent mehr.“

Wieder beraten sich beide und fordern dann zehn Shillings. Aber Petersen schüttelt den Kopf: „Fünf Shillings erhaltet ihr, und wenn ich den Löwen bekomme, schieße ich noch eine Thomsongazelle für euch.“ Dem Inder zugewandt, fährt er fort: „Seit die Filmgesellschaft hier war und den Niggern für jede Grimasse, die sie vor der Kamera zogen, ein Pfund Sterling in die Hand drückte, sind die Kerle unverschämt geworden.“

Schließlich willigen die Wanderobo ein. Sie sagen, daß sie morgen bei Sonnenaufgang zum Manyarasee gehen und den Löwen suchen werden.

„Wirst du bei mir schlafen, Bwana? Ich habe ein Zimmer für dich“, fragt der Inder und macht eine einladende Geste. Aber Petersen wehrt ab. „Danke für das Angebot. Ich habe mein Zelt am Mückenfluß aufschlagen lassen.“

„Du wirst nicht schlafen können, Herr, denn die Mücken werden dich die ganze Nacht quälen“, erwidert der Inder. Aber Petersen wirft einige Shillings auf den Tisch und verläßt den Laden.

Das Quaken von Fröschen klingt aus dem Maisfeld, das als schmaler Saum an der Rinne entlang zieht, die Mto-Wa-Mbu mit Wasser versorgt. Um die Kronen der mit roten Blüten bedeckten Akazien flattern in lautlosem Flug Fledermäuse. Sie machen Jagd auf Insekten, die durch den Blütenduft angelockt werden. Aus den Türlochern der Hütten, die am Rande der Straße liegen, fällt flackerndes Licht. Ein Grammophon kreischt. Mädchen kichern. Ein Schakal rennt über die Straße und verschwindet zwischen den Bananenstauden, die neben einer Hütte angepflanzt sind.

Petersen steigt in seinen Landrover. Im Scheinwerferlicht des Wagens stehen die Hunde der Afrikaner, starren in das gelbe Licht und rennen mit eingeknicktem Schwanz davon, als Petersen den Motor anläßt.

Auf der Straße sitzen Nachtschwalben. Sie kleben förmlich am Boden. Wenige Zentimeter vor dem Kühler des Wagens fliegen sie hoch, gaukeln im Licht wie riesige Nachtfalter und werden von der Finsternis, die wie eine Mauer neben dem strahlenden Kegel der Scheinwerfer steht, verschlungen. Zwei grünschillernde Augen tauchen aus dem Dunkel auf, verharren und verlöschen. Ein Hase springt ins Licht und rennt vor dem Auto her. Er findet sich nicht aus dem Bannstrahl der Scheinwerfer heraus. Petersen tritt auf den Gashebel. Es tut seinem Ärger gut, das kleine Tier zu töten, das in hastigen Sprüngen um sein Leben rennt.

Die Sonne steigt als roter Feuerball hinter dünnen Wolken über der Steppe auf. In schnellem Schritt nähern sich die Späher dem Kral. Sie bringen frohe Nachricht, denn sie haben den Löwen gefunden. Er ist der Mörder des Knaben, er muß der Mörder des Knaben sein. In einen Akazienbusch hatte er sich zurückgezogen, als sie ihn im Morgengrauen fanden. Es war der erste Löwe, auf den sie trafen.

Als sie den Kral erreichen, brauchen sie nichts zu sagen, denn auf ihren Gesichtern steht alles geschrieben. Die Mädchen kommen aus den Hütten hervor, laufen den Kriegern entgegen und rufen: „Ihr habt den Löwen aufgespürt.“ Die Krieger antworten: „Wir fanden den Löwen im Dornenbusch. Er schläft, bis wir ihn mit unseren Speeren wecken.“

Dieser Ruf, aus der Situation geboren, wird zum Wechselspiel, zum Stegreifgesang. Mit diesem improvisierten Lied auf den Lippen holen die Mädchen die

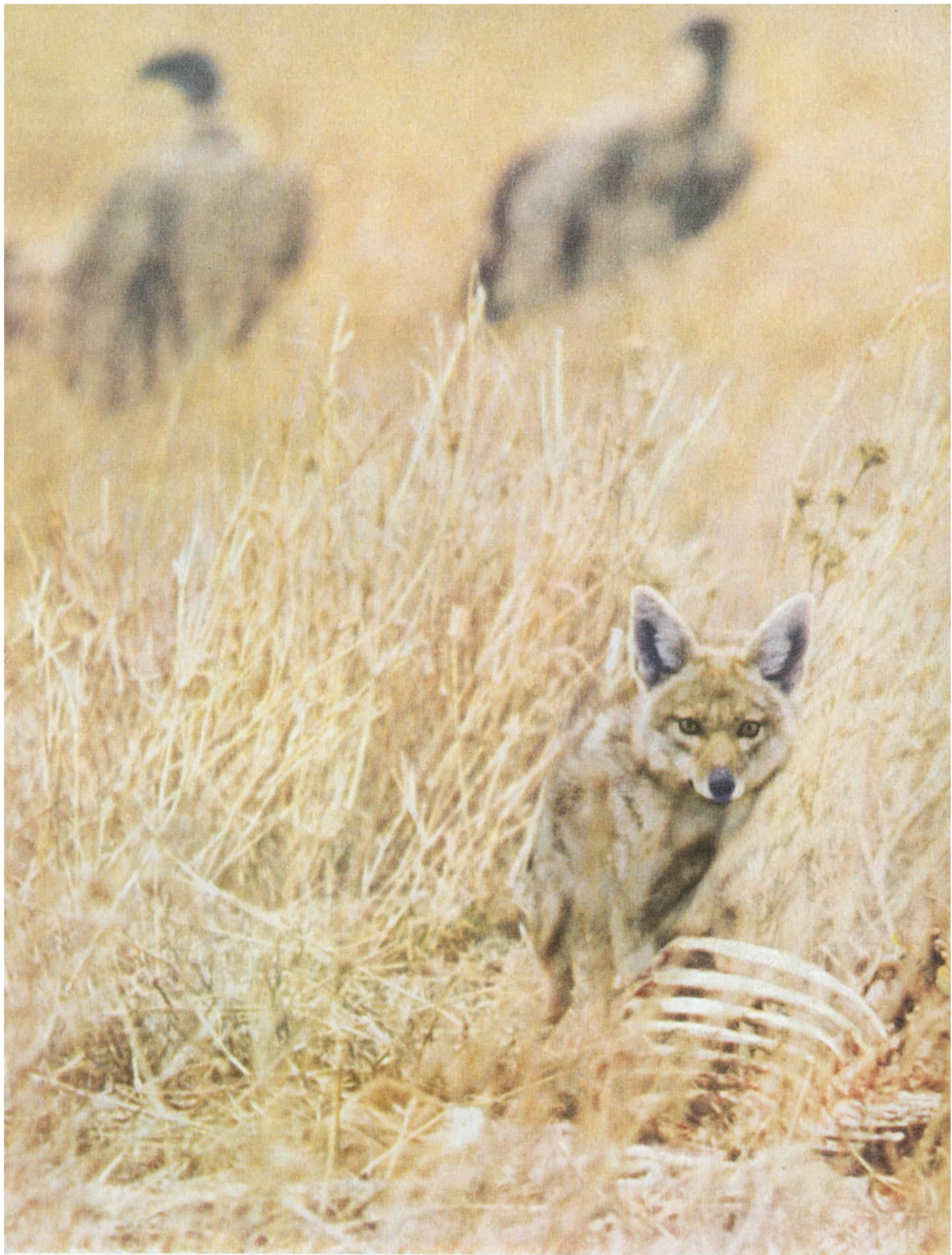
Schminktöpfe hervor. Die Krieger tauchen die Finger in den roten Brei, ziehen sich Linien über die Brust, bestreichen sich die Wangen, die Stirn und den Nasenrücken. Schon laufen einige, um ihren Kopfschmuck zu holen, und andere stellen sich zum Tanze auf. Sie hüpfen auf dem linken, dann wieder auf dem rechten Bein zum Kral hinaus. Die Mädchen drängen sich aneinander, stellen sich in einer Reihe gegenüber den Kriegern auf, wippen in den Knien und werfen gleichzeitig die Schultern nach vorn. Eine Wellenbewegung geht durch ihren Körper hindurch und über ihren Körper hinweg, denn auch der Schmuck, die breiten Halskragen und die großen Ohrringe schwingen mit. Die Krieger erheben sich im gleichen Rhythmus, den sie durch einen dumpfen Nasenlaut im Chor unterstreichen, auf die Zehen und lassen sich wieder auf die Fersen fallen. Auch die Kinder haben sich den Tanzgruppen angeschlossen, und ihre kleinen Körper schwingen im Takt mit. Aus der Reihe der Mädchen löst sich eine Tänzerin, hüpfte zu den Kriegern hinüber, die sie mit schief gehaltenem Kopf erwarten, als bekämen sie etwas von ihr ins Ohr geflüstert. Als sie die Reihe der Männer erreicht hat, wendet sie sich ab und kehrt in kleinen Sprüngen wieder zu den Mädchen zurück. Immer wilder, immer ausgeprägter werden die Bewegungen der Tänzer. Es ist ein Wogen der Leiber, die sich im gemeinsamen Erlebnis des Tanzes immer mehr zu einer Einheit zusammenschließen. Schweiß rinnt ihnen am Körper herunter. Die Ledergewänder rutschen von den Schultern der Mädchen und hängen über die Gürtel hinweg. Klatschend schlagen die Perlenhalskragen auf die nackten Brüste, die, nachdem sie nun entblößt sind, sich in die Wellenbewegung der Leiber und des Schmuckes einfügen. Wie eine Brandung schwarzer schwitzender Körper wogt die Reihe der Tänzerinnen auf und ab. Die Lederschürzen schlagen knatternd gegen die Beine. Die Gesichter werden sich in dem Angespanntsein immer ähnlicher. Mit halb geöffnetem Mund, in dem die langen Schneidezähne sichtbar werden, und leicht in den Nacken gelegtem Kopf beginnen sich die Krieger im Kreis zu bewegen. Die Männer, die schon einmal an einer Löwenjagd teilgenommen haben, tragen den Kopfschmuck aus schwarzen Straußenfedern. Auf einem eiförmigen Lederrahmen sind die lockeren Federn befestigt und wedeln im Rhythmus des Tanzes. Die Augen der Mädchen schauen zu den Kriegern, die stolz eine oder gar mehrere weiße Federn in ihrem Kriegsschmuck tragen. Für jeden Löwen, den der Krieger mit seinem Speer tötet, darf er eine weiße Feder an dem mit Kaurimuscheln geschmückten Lederrahmen befestigen. Die Reihe der Krieger nähert sich langsam, wie ein kriechender Schlangenleib sich hebend und senkend, den tanzenden Mädchen, die sich ebenso langsam, und ohne ihren Rhythmus zu unterbrechen, zwischen die Krieger mischen. Immer dumpfer, immer bezwingender klingt der nasale Laut, der sich zum Keuchen der angesträngten Tänzer wandelt. Die Gesichter ähneln Masken, die Augen sind halb geschlossen. Die vielen Körper sind zu einem Leib verschmolzen, dem jeder



Ein Gelbhalsfrankolinuhn hat aufgebaumt. In kleinen Flügen streifen die Frankoline durch die Steppe, halten sich aber vorwiegend auf dem Boden auf.



Das Zwitschern der Glanzstare gehört zum Lied der afrikanischen Steppe. Wenn die Sonne den Boden erhitzt hat, strecken die Erdhörnchen alle viere von sich und wärmen sich den Bauch.



Von Tag zu Tag vermehrte sich die Schar der Geier, Marabus, Schakale und Hyänen. Dieser Schakal stillte seinen Hunger an den Resten einer Thomsongazelle, die von Hyänenhunden gerissen worden war.



Drei Tage lang bewachten die Löwen ihre Beute. Drei Tage lang mußten die Geier, Marabus, Schakale und Hyänen warten.

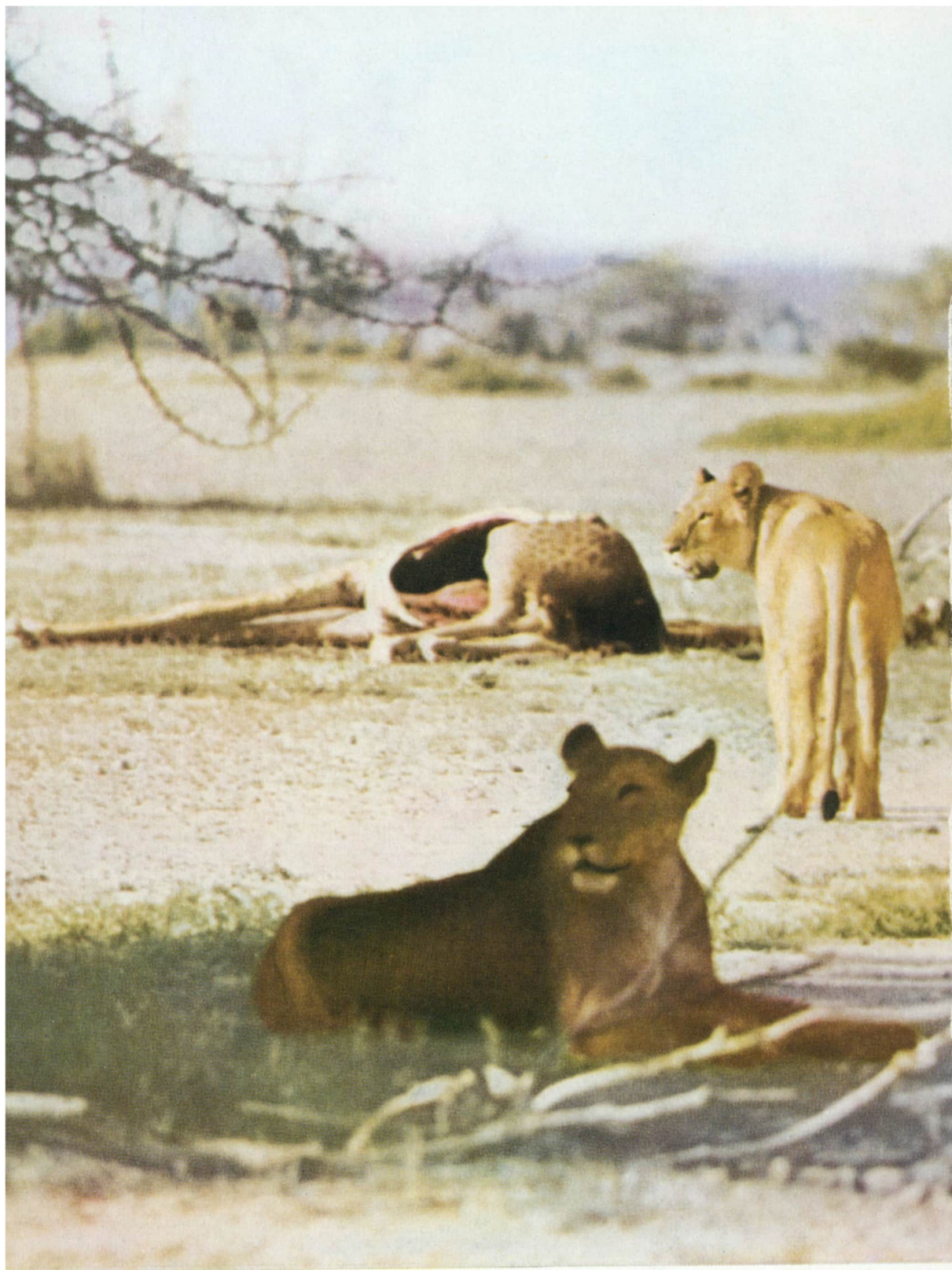




Zwei Löwinnen und sieben Junge trafen wir bei Sonnenuntergang. Die Löwenkinder spielten miteinander, während ihre Mütter uns gespannt beobachteten.



Zuerst reißen die Löwen die Bauchhöhle ihrer Beute auf, um den Magen und den Darm zu fressen, mit deren Inhalt sie pflanzliche Kost, vor allem die wichtigen Vitamine aufnehmen.



Während ein Löwe immer am Riß stand und Wache hielt, schliefen die anderen im Schatten der Akazien, um nach einiger Zeit ihren Artgenossen abzulösen und an seiner Stelle die Wache zu übernehmen.

Tänzer nur als Teil dieses Ganzen angehört, ein Leib, der aus zwei Geschlechtern besteht, die sich voneinander trennen und dann in ihrer Geschlechtlichkeit deutlich werden können oder zu einem geschlechtslosen Individuum miteinander verschmelzen.

In diesem Wechsel erschöpft sich die Kraft der Tanzenden. Die vier Krieger, die am Akazienbusch als Wächter zurückblieben, um den Löwen möglichst an der Flucht zu hindern und, sollte er entweichen, ihn zu verfolgen und auf seiner Spur zu bleiben, bewachen nicht den Mörder des Knaben. Es ist ein junger, unerfahrener Löwe, der in den Dornenbusch flüchtete, als er die Massai sah. Auf seinem Fell zeichnen sich noch die Flecken des verblichenen Jugendkleides ab. Auch er folgte den wandernden Wildherden, die aus der vertrockneten Steppe kamen. Er ist ängstlich und wird den Zufluchtsort nicht verlassen, bevor die Menschen abgezogen sind.

Der Töter des Knaben liegt weit entfernt von diesem Akazienbusch im Schatten eines mächtigen Baobabstammes. Der Hunger quält ihn, frisst in seinen Eingeweiden. Er hat den Duft brünstiger Löwinnen in der Nase, aber er wagt es nicht, ihnen nachzustellen, denn das Gebiet, in das er sich zurückzog, ist ihm nicht vertraut. Er ist unsicher in der fremden Umwelt, unsicher auch durch seine Verletzung. Es sind jetzt viele Löwen am Manyarasee. Sie werden nicht hierbleiben, werden wieder in ihre Wohngebiete ziehen, wenn der erste Regen fällt. In der Nähe der heißen Quellen, die dampfend aus der Erde treten und als kleines Rinnsal zum Manyarasee sickern, haben in der letzten Nacht ein Löwe und drei Löwinnen eine Giraffe geschlagen. Der Verwundete hat ihr Gebrüll gehört. Er hat es nicht beantwortet, hat sich in den Dornenbusch zurückgezogen, hat einen kranken Hasen geschlagen und vergeblich vor dem Bau eines Erdhörnchens gelauert.

Nun steht die Sonne wieder im Zenit. Die Hitze flimmert über der mit Salz bedeckten Fläche. Auch die Löwen am Riß liegen mit offenen Mäulern hechelnd und müde blinzelnd im Schatten einer Schirmakazie. Eine Löwin rollt sich auf den Rücken, läßt sich auf die Seite fallen, erhebt sich, streckt die Vorderbeine weit von sich, die Krallen in den Boden pressend, gähnt, läuft zum Löwen, der spielerisch fauchend nach ihr schnappt. Sie streift am Körper des Löwen entlang, reibt ihren Kopf an dem mit einer dunklen Mähne geschmückten Hals des Löwen, läßt ein klagendes Mauzen hören, das durch ein Fauchen von ihm beantwortet wird. Sie drängt sich an seinen Körper, fällt neben ihm in das staubige Gras und rollt sich wieder auf den Rücken. Der Löwe erhebt sich, leckt der Löwin über den Rücken, die sich jetzt an ihn lehnt, den Schwanz schräg nach oben stellt und fauchend mit der Pranke nach ihm schlägt. Blitzschnell dreht sie sich um, als er sich ihr von hinten nähern will, und schlägt wieder mit der Pranke nach dem Bewerber, um dessen Anteilnahme sie eben noch buhlte. Der Hieb wird durch die Mähne abgefangen. Sie hockt sich nieder und harnt.

Der Löwe riecht an der Urinpfützte, hebt den Kopf und zieht die Lefzen zurück, zwischen denen das geschlossene Gebiß mit den dolchartigen nebeneinander eingepaßten Eckzähnen sichtbar wird. Er „flehmt“. Der Geruch des brünstigen Weibchens erregt ihn. Immer ungestümer werden seine Werbungen. Schon ist er über der Löwin, die sich niedergelegt hat. Fauchend dringt er in sie ein. Die Löwin knurrt und schnappt nach ihm, als er sie mit einem gurgelnden Röcheln ins Genick beißt, ohne sie dabei zu verletzen. Die Löwin rollt sich unter dem Löwen hervor. Sie bleibt auf dem Rücken liegen, die Beine gespreizt und angezogen. Als eine ihrer Gefährtinnen sich ihr nähert, wirft sie sich herum und schlägt nach der Rivalin, die ebenso schnell den Schlag beantwortet. Ihre Pranke fährt über das Gesicht der Angreiferin und hinterläßt dort zwei Striemen, aus denen kleine Blutströpfchen hervorquellen, über das strohige Haar laufen und auf den Boden tropfen. Mit diesem kurzen Schlagwechsel ist die Auseinandersetzung beendet, ohne daß eine Entscheidung erzwungen wird. Wieder liegen die Löwen hechelnd im Schatten des Baumes.

Ein Schwarm Sandflughühner, deren braungraues Gefieder sich kaum von der Umgebung abhebt, huscht an den schlafenden Raubkatzen vorüber. Als der Löwe den Kopf aufrichtet, gibt eines der Hühnchen Warnlaut, und die ganze Gesellschaft steigt mit schwirrenden Flügelschlägen auf, um nach wenigen Metern wieder im Steppengras einzufallen.

Über die in der Sonne gleißende Ebene zieht eine Straußenfamilie. Der Hahn marschiert mit nach unten hängendem Hals, aber dicht über dem Boden erhobenem Kopf voran. Ihm folgt in gleicher Haltung die graubefiederte Henne. Acht Straußenkücken laufen zwischen ihren Eltern umher. Sie sind erst vor wenigen Tagen aus den Eiern gekrochen. Wenn der Hahn oder die Henne in den Staub picken, rennen die Straußenkinder zur gleichen Stelle, und acht kleinen Schnäbel hacken in das lockere Erdreich. Von der Sonne gebleichte morsche Röhrenknochen eines vor vielen Monaten verendeten Gnus werden vom Hahn mit einem einzigen Tritt der muskulösen Beine zertrümmert. Gierig picken die Straußenkücken die Knochensplitter auf. Um den Körper in der sengenden Hitze zu kühlen, haben die Straußeneltern ihre Flügel abgespreizt. So kann genügend Luft an den Körper heran. Wenn sich aber die Kühle der Nacht auf das Land herniedersenkt, legen sie die Flügel dicht an den Leib und lassen sie über die nackten kräftigen Oberschenkel herabhängen.

Auch eine Herde Thomsongazellen steht äsend auf der freien, überstrahlten Fläche. Ihr ständig in Bewegung befindliches schwarzgezeichnetes Schwänzchen kühlt die reich durchblutete Afterregion wie ein Fächer, und mit dem Blutkreislauf wird dem ganzen Körper eine Abkühlung zuteil. Ein Böckchen wirft den Kopf hoch, äugt zu den Straußen hinüber und läßt ihn beruhigt wieder zum ausgetrockneten gelben Gras hinabsinken.

Langsam nähern sich die Strauße der Buschlandschaft. Immer häufiger halten sie Ausschau. Die Ebene ist übersichtlich, aber der Busch birgt Gefahren, denn in ihm gibt es für Raubtiere viele Versteckmöglichkeiten. Unter einer Schirmakazie haben sich Giraffen niedergetan. Ihre Köpfe drehen sich auf den langen erhobenen Hälsen nach den vorbeiwandernden Straußen. Für einen kurzen Augenblick unterbrechen sie das Wiederkäuen. Aber bald zermahlen die Kiefer die vorverdaute Nahrung weiter. Als dicker Kloß, der sich durch eine deutliche Ausbuchtung am Hals abzeichnet, steigt die Nahrung schnell aus dem Magen in das Maul. Plötzlich wird die Mittagsstille durch einen Laut unterbrochen, durch das Gekläff von Hyänenhunden. Die Giraffen stemmen sich hoch, stehen, lauschen einen kurzen Augenblick, schwenken die langen Hälse herum, Staub wirbelt unter ihren Hufen auf, und in wiegendem Paßgangalopp fliehen die Riesen vor den gefürchteten Räubern. Auch die Thomsongazellen stehen und äugen gespannt zur Buschwildnis hinüber. Ein Bock schlägt mit dem rechten Vorderhuf auf den Boden, und in wilden Sprüngen rennt die Herde auf die weite Ebene hinaus.

Die Strauße jagen zwischen den Büschen hindurch. Ein Trupp aus drei Kücken rennt hinter dem Hahn her, und ein zweiter Trupp aus fünf Kücken hat sich der Henne angeschlossen, die den eiligen Rückzug deckt. Zwei Hyänenhunde, die sich von ihrem Rudel zeitweilig getrennt haben, hetzen hinter den großen Laufvögeln her. Schnell kommen sie ihnen näher, denn die Jungvögel sind noch nicht flink genug, um den wilden Hunden entgehen zu können. Die Henne läßt die Flügel abgespreizt hängen. Sie schwankt, als wäre sie schwer verletzt, hin und her, sackt zusammen, fängt sich wieder und entfernt sich immer mehr von dem Hahn und den Kücken, die jetzt alle hinter dem Hahn herlaufen. Aber die Hyänenhunde lassen sich nicht ablenken. Sie bleiben hinter den Straußenkindern, die sie fast erreicht haben, als der Hahn sich den gefleckten Räubern stellt. Ein kurzer, aber mit großer Wucht geführter Schlag des rechten Beines läßt den Hund, der sein Opfer eben anspringen wollte, durch die Luft fliegen. Jaulend liegt er am Boden, unfähig, sich zu erheben, denn die scharfe Krallen des Straußenfußes hat ihm die Flanke aufgerissen. Der zweite Hund zögert. Im Rudel ist er stark, allein aber fühlt er sich unsicher. Schon ist der Strauß mit gespreizten Flügeln und aufgesperrtem Maul über ihm. Nur ein rascher Sprung zur Seite rettet den Hund vor dem Fußtritt des angreifenden Vogels. Mit einigen Sätzen verschwindet er zwischen den Dornenbüschen.

Die Straußenhenne findet rasch zu ihrer Familie zurück. Sie putzt am Gefieder, ehe die Vögel weiter in das Pori hineinwandern.

Erst als die Sonne dicht über der Bruchstufenwand steht, brechen die Lichter des schwerverletzten Hyänenhundes.

Noch immer tanzen die Massai. Das rote Licht der sinkenden Sonne modelliert

ihre schweißgebadeten Körper viel plastischer als die fahle Mittagssonne, die alle Formen verschlingt und nur kleine Schatten unter den Füßen entstehen läßt. Die Krieger bewegen sich in einer Reihe tanzend auf die Mädchen zu. Gellende Schreie unterbrechen den aus hohen, hellen Lauten bestehenden Gesang der Tänzerinnen. Ein junger Krieger tritt hervor und springt, wie von einer Trampoline hochgeschwungen, aus dem Stand in die Luft. Die Mädchen klatschen in die Hände und spornen ihn durch Zurufe an, höher zu springen. Ein zweiter Krieger fordert ihn zum Wettkampf heraus. Er versucht, ihn an Sprunghöhe zu übertreffen. Abwechselnd fliegen die gestreckten, schlanken Körper hoch. Die großen Ohrringe schlagen auf und nieder. Immer näher kommen die keuchenden, zu erschöpfender Leistung aufgepeitschten Männer den Mädchen, deren aufmunternde Rufe sie herausfordern. Kitissia hebt einen Ast vom Boden auf, klemmt ihn sich zwischen die Oberschenkel, so daß er weit nach vorn spießt, und springt werbend vor Lendei auf und ab. Lendei schaut ihn mit fiebernden Augen an. Sie denkt nicht mehr an den Löwen. Niemand unter den Tanzenden denkt an den Löwen. Alle werben umeinander, fordern sich und das andere Geschlecht heraus. Immer näher kommt Kitissia an Lendei herangesprungen. Immer eifriger tanzt Lendei. Sie sieht nur noch Kitissia und den Stock zwischen Kitissias Schenkeln, der auf ihren Schoß zeigt. Kitissias Atem weht über ihrem vom Schweiß nassen Leib. Im gleichen Takt hebt und senkt sich des Mädchens Körper mit dem Körper des jungen Kriegers, der sie plötzlich packt und in das Halbdunkel des dämmrigen Poris zerrt.

Als der Morgen graut, hocken vor Petersens Zelt die beiden Wanderer und warten geduldig auf den Bwana, der den Löwen töten will. Sie haben ein kleines Feuer angefacht und unterhalten sich flüsternd, ihre Hände der schwelenden Glut entgegenstreckend. Vor Stunden sahen sie ein Mädchen aus dem Zelt des weißen Bwana schlüpfen und den Pfad zum Dorf entlang laufen. Die Mbulu war die zweite Nacht bei Petersen gewesen.

Die Boys schneiden von dem Fleisch der Grantgazellen, das sie zwischen die Astgabel eines Baumes geklemmt haben, ein Stück herunter, stecken es an einen Stab und rösten es über dem Feuer. Selemani, Petersens Gewehrträger, wickelt sich aus seiner Decke, stellt die Aluminiumkanne mit dem Teewasser in das Feuer, holt ein Glas hervor, wirft schwarzen Tee hinein, schließt den Blechkoffer auf, nimmt einen Löffel heraus, den er an seiner nicht mehr sauberen Hose abwischt, schüttet Zucker in das Glas und geht zu der Kanne, die im Feuer zu singen beginnt. Er gießt heißes Wasser in das Glas, trägt es in das Zelt und stellt es neben das Feldbett des Bwana. Selemani hustet laut, aber Petersen erwacht nicht, sondern wirft sich nur auf die andere Seite herum. Selemani ruft: „Jambo, Bwana!“ Petersen liegt in tiefem Schlaf. Endlich öffnet er die Augen, schaut auf seine Armbanduhr und greift zu dem Tee.

„Die Wanderobo sind da“, sagt Selemani und verläßt das Zelt. Als Petersen aus dem Zelt tritt, erheben sich die Wanderobo am Feuer.

„Habt ihr den Löwen gefunden?“ ruft ihnen Petersen zu.

„Ndio, Bwana“, antworten die beiden.

„Wo ist er?“ fragt Petersen und gießt sich die Schüssel mit kühlem Wasser, die Selemani bereitgestellt hat, über den Kopf.

„An den heißen Quellen, Bwana“, antwortet einer der Wanderobo. „Er hat zwei Frauen bei sich. Du wirst es nicht schwer haben, ihn zu töten, denn er sieht nur seine Frauen. Sie haben eine Giraffe geschlagen.“

„Hat er eine Verletzung?“ fragte Petersen.

„Ja, Herr, eine Wunde am Hintern“, lügt der Nderobo, denn er weiß, daß der Bwana einen angeschossenen Löwen sucht.

„Ist seine Mähne stark?“

„Sehr stark, Herr.“

„Gut, wir fahren hin“, sagt Petersen und ruft Selemani zu, er solle Lebensmittel und Gewehre in den Wagen packen. „Das Zelt bleibt hier. Wir kommen wieder zurück und übernachten noch einmal in Mto-Wa-Mbu.“ Petersen denkt dabei an das Mbulumädchen.

Die Wanderobo treten zu ihm und strecken ihm die Hände hin.

„Was wollt ihr?“ fragt Petersen.

„Shilingi, Bwana“, antworten beide zugleich.

„Erst muß ich den Löwen sehen. Ihr fahrt mit und führt mich zu ihm.“

Die Wanderobo hocken sich, ohne zu widersprechen, neben das Feuer.

„Gib den beiden ein Stück von der Grantgazelle“, sagt Petersen zu Selemani.

Der aber antwortet ärgerlich: „Sie haben sich schon Fleisch genommen, Bwana.“

Schnell sind alle Vorbereitungen getroffen. Noch einmal schärft Petersen dem zweiten Boy, der das Zelt bewachen soll, ein, daß er das Lager nicht verlassen darf. Dann fährt Petersen mit Selemani und den Wanderobo auf einem schlechten Urwaldpfad, der am Bruchstufenrand entlangführt, zu den heißen Quellen.

Im Kreis der Schilde und Speere

FAST zu gleicher Zeit brechen die Massaikrieger auf. Die breiten Schilde wie ein Dach über dem Kopf haltend, die langen Speere in der rechten Hand schwingend, so verlassen die Krieger rauh singend den Kral. Bevor die Sonne den halben Weg zum Zenit zurückgelegt hat, haben sie den Akazienbusch erreicht. Einer der dort aufgestellten Wächter kommt ihnen entgegen und berichtet, daß der Löwe den Busch nicht verlassen hat. Die Krieger beraten und kommen zu dem Entschluß, sich in zwei Gruppen aufzuteilen. Ein Trupp soll den Akazienbusch durchstreifen, dabei mit den Speeren auf die Schilde schlagen und mit Lärm den Löwen her austreiben. Die anderen Krieger werden sich vor dem Busch in einer Reihe aufstellen und den Löwen empfangen. Sowie die Raubkatze den Unterschlupf verlassen hat, soll die Reihe der Krieger sich zu einem Kreis um den Löwen herumschließen, in den sich auch die Treiber mit einordnen werden. Erst wenn das geschehen ist, sollen die Speere geworfen werden, damit jeder Krieger die Gelegenheit hat, den Löwen zu töten. Die Massai teilen sich auf. Lautlos umgehen die Treiber das inselartige Buschstück, während die anderen mit vorgehaltenen Schilden und zum Wurf erhobenen Speeren sich vor dem Unterschlupf aufstellen. Es ist still im Busch. Kein Tierlaut dringt aus den Dornensträuchern hervor. Plötzlich aber bricht der Lärm los. Laute Schreie und dumpfe Schläge erschallen. Nashornvögel fliegen kreischend hoch. Eine Zwergantilope springt zwischen den Sträuchern hervor, sieht die Krieger mit den großen buntbemalten Schilden, stutzt und rennt in wilder Flucht an den Massai vorbei in die Steppe hinein. Ein drohendes Fauchen dringt aus dem Gestrüpp, dann ein Knacken im Unterholz, und wieder ist es still. Das Geschrei der Treiber kommt näher, wird plötzlich von einem lauten Brüllen übertönt, und im gleichen Augenblick stürzt aus dem Dickicht der Löwe hervor. Die Krieger ducken sich hinter ihre Schilde. Der Löwe bleibt stehen und schaut, vom grellen Sonnenlicht geblendet, auf die Reihe der Krieger, die sich Schritt für Schritt zurückziehen, um den Treibern die Möglichkeit zu geben, sich in den Kreis einzureihen. Noch könnte der Löwe nach der Seite ausbrechen, aber er ist von dem Anblick der sich bewegenden Schilde so überrascht,

daß Flucht- und Angriffsbereitschaft, die sich fast zur Neugier wandeln, in ihm streiten. Dieses Zögern wird er mit dem Leben bezahlen müssen. Ein girrender Aufschrei aus den Kehlen der Krieger, die den Kreis geschlossen haben, läßt ihn zusammefahren. Er duckt sich, schlägt mit dem Schwanz, faucht, schaut sich aber wieder unentschlossen um. Immer näher rücken die Massai heran, immer enger wird der Abstand zwischen den einzelnen Schilden. Der Löwe sieht hinter sich das Grün der Bäume, den Busch, den Unterschlupf. Er dreht sich um und jagt in kurzen Sprüngen zurück. Die Krieger springen zusammen, halten ihm die Schilde vor, und ehe der Löwe die Mauer der Schilde erreicht hat, fliegen ihm fünf Speere entgegen. Zwei verfehlen ihr Ziel, zwei weitere streifen ihn nur, aber ein Speer reißt dem Löwen die linke Schulter auf und zerbricht am Boden. Doch er kann den Angriff des gereizten Tieres nicht aufhalten. Schon hängt die große Raubkatze am Schild eines Massai, der seinen Speer geworfen hat und jetzt ohne Waffe ist.

Mit unvorstellbarer Wucht schlägt eine Pranke in den Schild aus Büffelhaut. Der Schlag der anderen Pranke geht um den Schild herum und trifft den Oberarm des Kriegers, der in furchtbarem Schmerz aufschreit. Die Krallen zerfetzen ihm den Muskel. Die anderen Krieger springen herbei. Ein Speer saust von der Seite durch die Luft, verfehlt aber den Löwen, der, von seinem Opfer ablassend, sich herumwirft und in wenigen Sätzen die Reihe der Krieger hinter sich erreicht. Dumpf prallt sein Schädel gegen einen Schild. Wieder fliegen Speere auf den Löwen zu. Einer bohrt sich in den Rücken des Tieres und bleibt im Schulterblatt stecken. Brüllend wälzt sich der Löwe am Boden, dreht sich wild um sich selbst, nach dem wippenden Speer beißend, den er nicht erreichen kann. Das Freudengeschrei der Krieger, die eine dichte Mauer um ihn gebildet haben, läßt ihn hochfahren. Durch den Speer behindert, versucht der Löwe einen neuen Angriff zu starten. Da tritt Kitissia hervor, läßt seinen Schild herabsinken, streckt den zum Wurf erhobenen Arm weit nach hinten und schleudert den Speer auf die Raubkatze. Die scharfe Eisenspitze des Wurfgeschosses dringt durch die Brust des Löwen, der röchelnd zusammenbricht. Ein Blutstrom quillt aus seinem Maul. Jetzt springen auch die anderen Krieger auf den Löwen zu, und über zwanzig Speere fahren in den sich windenden Körper des Raubtieres. Immer wieder ziehen sie ihre Speere heraus und stoßen sie erneut in den leblosen Leib.

Keiner kümmert sich um den schwerverletzten Krieger, der stöhnend im Gras liegt, das von seinem Blut rot gefärbt ist. Den Löwen beschimpfend und seine gebrochene Macht verhöhnend, tanzen die Massai um den durch die zahlreichen Speerstiche fast unkenntlich gewordenen Kadaver. Wieder ist in ihren Augen das Leuchten und Flackern, das sie so wild erscheinen ließ, als sie mit den Mädchen bis spät in die Nacht hinein tanzten. Die nackten Füße stampfen den staubigen Boden. Immer

wütender werden die Beschimpfungen. Die Stimmen überschlagen sich ekstatisch. Immer enger drängen sich die Körper aneinander. Der Schweiß verwischt die Bemalungen. Kitissia springt zu dem Löwen und schlägt ihm mit dem Buschmesser die Pranken und die Schwanzquaste ab. Er reißt die bluttriefenden Trophäen hoch und stößt einen gellenden Schrei aus, der von den anderen Kriegern beantwortet wird. Unvermittelt bricht der Tanz ab. Die Massai hocken sich erschöpft in das Gras. Einige gehen zu dem Verletzten, der es mit schmerzverzerrten Lippen, ohne einen Laut von sich zu geben, geschehen läßt, daß Blätter einer Steppenloe in seine Wunde gedrückt und mit dünnen, elastischen Zweigen festgebunden werden. Dann treten die Krieger den Heimweg an. In ihrer Mitte läuft fiebernd der Verwundete. Über ihnen kreist ein Geier. Er hat die Beute entdeckt.

Auch am Riß der Löwen in der Nähe der heißen Quellen haben sich Geier eingefunden. Geduldig wartend hocken sie am Boden, putzen das Gefieder oder haben in der Hitze die Flügel gespreizt, um den leichten Wind, der über die Steppe weht, an ihren Körper herantreten zu lassen. Marabus stelzen mit eingezogenem Kopf zwischen ihnen umher. An der geschlagenen und fast zur Hälfte aufgefressenen Giraffe steht ein Löwe. Er schaut zu den Akazien hinüber, in deren Schatten die beiden Löwinnen schlafen. Gern würde auch er sich im Schatten der Bäume niederlegen, aber die Geier warten nur darauf, daß er den Riß verläßt. Solange der Löwe bei der Giraffe ist, wagt sich keiner der gefiederten Leichengräber heran. Sie sind geduldig, sie können warten. Als der Löwe unschlüssig einige Schritte auf die Akazien zugeht, werden sie aufmerksam. Lang recken sich ihre Hälse. Einige kommen vorsichtig näher an die Giraffe herangehoppelt. Der Löwe bleibt stehen, schaut zurück, gähnt, leckt mit der Zunge über die Lefzen und setzt seinen Weg fort. Mit wenigen Flügelschlägen sind die Geier am Kadaver. Staub wirbelt auf, spitze Schnäbel schlagen in das Fleisch. Der Löwe sieht seine Beute bedroht, dreht sich um und ist in schnellen Sprüngen mitten unter den Geiern. Er schlägt mit den Pranken um sich, beißt in das Gewimmel der aufgeregten mit den Flügeln schlagenden Vögel hinein, ohne einen der ungebetenen Gäste zu treffen, die in überstürztem Durcheinander fliehen. Sekunden später ist der alte Zustand wieder hergestellt. Der Löwe steht an seiner Beute, und in respektvoller Entfernung hocken geduldig wartend die Geier.

Müde blinzelnd schaut der Löwe über die strahlende Ebene, die sich vor ihm ausbreitet. Er legt sich neben dem Riß nieder. Eine Herde Gnus steht auf der gleißenden Fläche. Die erhitzte Luft flimmert über dem Boden und läßt die Beine der schwarzen Antilopen als Stelzen erscheinen. Ein Schakal wagt sich näher an die Beute heran. Der breite Leib der Giraffe gibt der zierlichen Gestalt des Schakals Deckung. Vorsichtig verhofft er mit erhobenem Kopf und nach vorn gestellten Lauschern. Dann trippelt er zum Kadaver. Vor ihm öffnet sich die große Leibeshöhle

der Giraffe. Der Schakal hat keine Zeit zu suchen. Er faßt ein Stück Fleisch, das von den Rippen, die sich über ihm wölben, herabhängt, stemmt sich mit den Vorderpfoten ein, zieht, reißt es ab und trottet mit der Beute zwischen den Zähnen davon. Abseits von den Geiern legt er das Fleisch auf den Boden und verzehrt es. Der Löwe hat von dem Diebstahl nichts bemerkt. Er würde sich auch nicht die Mühe machen, den kleinen Räuber zu vertreiben, denn er ist müde, hat sich neben der Giraffe auf die Seite gelegt und die Augen geschlossen. Die Geier respektieren auch den schlafenden Löwen.

Der schmale Steppenstreifen, der sich zwischen dem Manyarasee und dem Bruchstufenrand entlangzieht, ist von dichtem Busch bestanden. Die Büffel stellen sich tagsüber unter den kleinen knorrigen Bäumen ein, denn nicht überall ist das Ufer des Sees von Schilf eingesäumt. Tsetsefliegen gibt es hier in Massen. Petersen flucht laut, als er von diesen aufdringlichen Insekten überfallen wird. Es nützt wenig, daß er das Wageninnere mit einem Insektenbekämpfungsmittel ausspritzt. Die Tsetse läßt sich nicht vertreiben. Selemani und die Wanderobo haben sich Zweige abgeschnitten und versuchen damit, die gefährlichen Quälgeister fernzuhalten. Schmerzhaft ist der Stich dieser Fliegen, die den Bremsen ähnlich sind. Manche haben mit Blut prall gefüllte Leiber und hinterlassen rote Flecken, wenn sie, von einem Schlag getroffen, zerquetscht werden. Sie saugen das Blut des Wildes und des Menschen. Wo die Landschaft sich in der Nähe der heißen Quellen wieder öffnet, die Büsche zurücktreten und sich die weite ausgetrocknete Seefläche nahe an die wie eine steile Mauer aufstrebende Bruchstufenwand heranschiebt, ist auch der Herrschaftsbereich der Tsetse zu Ende.

Drei Nashörner, die in einer Suhle lagen, springen erregt schnaubend auf, als sie das Geräusch des Wagens hören. Mit erhobenen Köpfen saugen sie die Luft ein, schwenken die Schnauzen hin und her, versuchen Witterung von der durch das Geräusch angekündigten Gefahr zu bekommen, stellen die Schwänze hoch und gehen in schwerem Trab ab. Petersen bremst, nimmt das Fernglas an die Augen und schaut sich die Hörner der Dickhäuter an. Es sind ein Bulle, eine Kuh und ein fast erwachsenes, etwa zweijähriges Kalb. Die Kuh trägt ein langes, aber dünnes Horn. Der Bulle dagegen hat ein kräftiges Horn, das mit einem starken Ansatz beginnt und sich erst an der Spitze verjüngt.

„Der hat mindestens fünfzehn Pfund auf der Nase“, murmelt Petersen vor sich hin.

„Faru, mkubwa“, bestätigt Selemani.

„Es würde sich lohnen, den Burschen mitzunehmen“, sagt Petersen. Unaufgefordert reicht ihm Selemani das Gewehr. „Wo ist der Löwe?“ fragt Petersen die Wanderobo.

„Nicht weit, Bwana, ganz nahe an den heißen Quellen“, antwortet der ältere der beiden Hamiten und zeigt nach vorn.

„Wir könnten den Löwen vergrämen, wenn wir schossen“, sagt Petersen und gibt Selemani das Gewehr zurück. Wieder schaut er durch das Glas. Die Nashörner sind zwischen den Bäumen und Büschen, die den Bruchstufenrand bedecken, stehen geblieben. „Ein verdammt guter Bulle“, flüstert Petersen, und Selemani unterstreicht die Feststellung mit der Wiederholung seiner Worte: „Faru, mkubwa, Bwana.“

„Vielleicht begegnen wir ihnen auf dem Rückweg“, sagt Petersen. Als sich der Wagen wieder in Bewegung setzt, flüchten die Nashörner tiefer in das Pori hinein. Nach kurzer Fahrt geben die Wanderobo zu verstehen, daß die Löwen nicht mehr weit sind. Petersen hält den Wagen an, steigt aus, läßt das Gewehr und drückt es Selemani in die Hand. Die Wanderobo gehen voraus. Ein Warzenschwein stürzt aus einem Gebüsch hervor, verhofft einen Augenblick und geht mit steil nach oben gestelltem Schwanz ab. Als sich die Wanderobo einem großen Dornbusch nähern, der die Sicht auf die Steppe vor ihnen verdeckt, winken sie Petersen zu, besonders leise zu sein. Geduckt schleichen sie sich an den Dornbusch heran. Sie werfen Staub in die Luft und prüfen den Wind. Wenn die Löwen noch am Riß sind, können sie keine Witterung bekommen, denn der Wind weht vom See her. Petersen nimmt das Fernglas an die Augen und späht zwischen den Zweigen des Busches hindurch. Etwa dreihundert Meter entfernt liegt ein Löwe an einer geschlagenen Giraffe. Von den Löwinnen ist nichts zu sehen. Der Löwe ist kräftig, aber nicht überdurchschnittlich.

„Wir suchen seine Frauen“, flüstern die Wanderobo und verschwinden im Pori. Schon nach kurzer Zeit kehren sie zurück und deuten über den Löwen hinaus auf eine Schirmakazie. Petersen sieht im Glas unter der Akazie einen gelben Fleck, der einem Erdhügel gleicht. Dort liegen die Löwinnen. Petersen bezweifelt sehr, daß dieser Löwe derselbe sein soll, den Quinn als besonders stark angesprochen hat und der von Quinns Jagdgast angeschweißt wurde. Auch deutet nichts darauf hin, daß es der man-eater ist. Zu Menschenfressern werden Löwen, wenn sie durch eine Schußverletzung oder durch eine andere Verwundung gehindert sind, das flüchtende Wild zu jagen, auch wenn sie zu alt geworden sind und nicht mehr die Kraft haben, Antilopen, Zebras oder andere größere Pflanzenfresser zu schlagen. Petersen erlegte im Norddistrikt von Kenia vor vielen Jahren einen man-eater, der innerhalb von drei Monaten über zwanzig Afrikaner getötet hatte. In der Schulter jenes Löwen steckte ein Geschloß, das den Muskel zerfetzt und ein Schulterblatt zerschlagen hatte. Der Löwe aber, der vor ihm am Riß liegt, ist gesund. Er besaß sogar die Kraft, eine Giraffe zu schlagen.

Petersen zeigt auf den Löwen und schüttelt den Kopf. „Das ist nicht der Löwe, der den Knaben tötete“, sagt er zu den Wanderobo, die nicht verstehen können,

warum der Bwana unbedingt den Löwen schießen will, der den Massaijungen schlug. Sie sehen die ihnen versprochene Bezahlung in Frage gestellt. Heftig gesticulierend verteidigen sie ihre Behauptung, daß dieser Löwe der Knabenmörder sei. Petersen überlegt, was er tun soll. Wenn er den man-eater finden will, muß er sein Zelt in diesem Gebiet aufschlagen und warten, bis sich der Löwe durch einen zweiten Überfall auf Menschen oder Haustiere zu erkennen gibt. Aber soviel Zeit hat er nicht. Soll er, ohne einen Löwen erlegt zu haben, wieder zurückkehren? Die Nashörner wären eine lohnendere Beute, denn das Horn des Bullen ist mindestens 800 Shilling wert, und von einem der vielen Schwarzhändler, die solche Trophäen aus dem Land hinaus schmuggeln und an die chinesischen Apotheken in Hongkong als Aphrodisiakum verkaufen, wären vielleicht sogar 1000 Shilling zu erzielen. Aber wo werden sich die Nashörner jetzt aufhalten, überlegt Petersen. Vielleicht sind sie in das Schutzgebiet gewechselt, und es wäre ein großes Risiko, sie dort zu erlegen, denn die Afrikaner können nicht schweigen. Außerdem ist er zum ehrenamtlichen Wildhüter ernannt worden. Es könnte Unannehmlichkeiten und Verhandlungen mit den Behörden geben. Auch hat er auf seinem Jagdschein noch einen Löwen frei. Wieder schaut er durch sein Fernglas. Der Löwe hat keine schlechte Mähne. „Ich nehme ihn mit“, flüstert Petersen seinem Boy zu. „Komm!“ Selemani reicht ihm das Gewehr, und Petersen entschert es. Vorsichtig, jeden Busch als Deckung benutzend, pirschen sich Petersen und Selemani näher an den schlafenden Löwen heran. Aber sie haben nicht die Geier gesehen, die, von Zweigen und Blättern verdeckt, auf der Krone des Baumes sitzen. Die Aasvögel machen lange Hälse, werden unruhig und fliegen auf. Im gleichen Augenblick springt der Löwe hoch. Er schlägt unruhig mit dem Schwanz. Noch hat er die Menschen nicht gesehen, die wie versteinert gut sichtbar im freien Gelände vor ihm stehen. Oder bemerkt er doch die Veränderung in seiner Umgebung, denn er kommt, gespannt die starr stehenden Gestalten betrachtend, auf Petersen und Selemani zu. Langsam hebt Petersen das Gewehr und bringt es an die Wange. Über Kimme und Korn sieht er den Kopf des Löwen. Er zielt zwischen die Augen. Ein Blattschuß wäre ihm lieber, aber der Löwe kommt spitz von vorn. Ruhig drückt er den Abzug durch. Der Schuß zerreißt die Stille. Der Löwe bäumt sich auf, rudert mit den Pranken in der Luft und bricht zusammen. Die beiden Löwinnen fliehen. Petersen betrachtet durch das Glas den leblosen gelben Körper. Ein zweiter Schuß ist nicht nötig. Als Petersen den Löwen untersucht, ist er mit seinem Schuß zufrieden. Das Geschoß ist zwischen den Augen in das Gehirn gedrungen.

„Zieh ihm das Fell ab, ich hole den Wagen!“ befiehlt Petersen.

Selemani beginnt, am Unterkiefer des Tieres den ersten Schritt zu führen. Über ihm kreisen die aufgestörten Geier.

Als zwei Stunden später das blutige Fell auf den Kraftwagen verladen worden ist, wirft Petersen den Wanderobo vier Shilling hin. „Das ist euer Lohn. Die Thomsongazelle könnt ihr euch selbst jagen. Ihr habt mich belogen. Das war nicht der Löwe, der den Knaben tötete.“ Die Wanderobo heben wortlos die Geldstücke auf und wollen in den Wagen klettern. Aber Petersen verwehrt es ihnen. „Ihr lauft zurück nach Mto-Wa-Mbu, damit ihr es euch abgewöhnt, einen Bwana zu belügen.“ Die Wanderobo protestieren, doch Petersen fährt davon, ohne sich um sie zu kümmern. Er denkt an das Mbulumädchen, das ihn heute abend wieder im Zelt besuchen wird.

Nachdem die Löwinnen einige hundert Meter geflohen sind, bleiben sie stehen und lauschen. Es ist kein verdächtiges Geräusch zu hören. Langsam trotten sie weiter.

Auch der verletzte Löwe, der den Knaben tötete, ist durch den Schuß aus dem Schlaf gerissen worden. Er hinkt zum Buschrand und blickt auf die Steppe hinaus. Der Wind trägt ihm erregende Witterung zu. Das ist nicht der Geruch des Feindes, der ihn beunruhigt, es ist der Duft brünstiger Löwinnen, der ihn lockt und suchen läßt. Er streift an den Dornenbüschen entlang. Seine Nase nimmt jede Duftspur auf, die an den Zweigen und Blättern hängt. Aber noch einen anderen Geruch trägt der Wind ihm zu, den Geruch von Wild und Blut. Schneller hinkt er durch das Pori. Als er an den abgezogenen Kadaver des Löwen kommt, fährt er erschreckt zurück. An der Flucht aber hindert ihn der nunmehr alles übertönende Duft des Fleisches der Giraffe. Eine Hyäne kriecht blutbesudelt aus der Leibeshöhle des Giraffenkadavers hervor, beobachtet einen kurzen Augenblick den hinkenden Löwen, der sich ihr nähert, und trabt davon. Mit schweren Bäuchen fliegen die Geier hoch und landen auf den Zweigen der Akazien. Schließlich kriecht ein Schakal aus dem aufgerissenen Bauch der Giraffe und zieht sich zögernd zurück.

Der Löwe beißt gierig in die Fleischmassen hinein. Er reißt und schlingt, wühlt in den Därmen, zerrt das Muskelfleisch von den Schenkeln, leckt das geronnene Blut auf, schlägt seine Pranken in das Fell, bohrt die spitzen Eckzähne in die Brust und schlingt. Seit vielen Tagen kann er endlich wieder einmal seinen Hunger stillen.

Als die Sonne sinkt, verlassen die Löwinnen den Unterschlupf. Langsam trotten sie zu ihrem Riß zurück, von dem sie durch den Schuß verjagt wurden.

Quer über die Steppe ziehen die Giraffen, gefolgt von den Gnus, Zebras, Kongonis und Thomsongazellen. Der ferne Gesang der tanzenden Massai, der vom Wind in Fetzen an ihre feinen Ohren getragen wird, beunruhigt sie kaum. Zur gewohnten Dämmerstunde erreichen sie das Wasserloch.

Beim Licht der Petroleumlampe sitzen die Brentons mit ihren Whitehunters vor den Safarizelten, die sie am Fuße des Longido aufgeschlagen haben. Sie erheben die

Gläser, um auf einen glücklichen Jagdtag anzustoßen. Es ist nicht das erste Glas, das sie heute trinken, und Brentons Zunge ist schon schwer, als er sich mit einer Geste ruhegebietend von seinem Sessel erhebt. Mit unsicheren Schritten geht er auf seine Frau zu.

„Gladys, ich möchte dir danken“, beginnt Brenton in feierlichem Ton, „daß du es warst, die den Vorschlag machte, die Ferien in Afrika als Großwildjäger zu verbringen. Ich trinke dieses Glas auf deinen prächtigen Einfall.“ Er leert in einem Zug das Glas, und während er es wieder füllt, wendet er sich an Charly Quinn und Frank Wolters: „Wahrhaftig, ich hätte nie geglaubt, daß ich mich im schwarzen Erdteil so wohl fühlen würde. Venedig, Zermatt, Monte Carlo, Neapel und sogar Paris sind langweilig gegen Afrika. Ich schwöre es euch, Afrika und die Jagd haben mich verjüngt. Dabei muß ich gestehen, daß ich nie zuvor eine Flinte in der Hand gehabt habe, es sei denn als Kind. Damals schoß ich mit dem Tesching Sperlinge und Tauben, und heute trinken wir auf meinen ersten Elefanten. Hebt mit mir das Glas und trinkt auf Brentons ersten Elefanten.“ Charly und Frank haben sich erhoben und stoßen mit Brenton an. „Es war ein Meisterschuß, Mr. Brenton. Ich gratuliere. Selten bleibt ein Elefant im Feuer liegen“, sagt Charly und leert sein Glas.

„Sie können es glauben, Mr. Brenton, ich habe schon viele Jagdgäste geführt, aber kaum einen gesehen, der einen solchen Schuß bei einem Elefanten anbrachte“, setzt Frank hinzu.

„Ihr seid fabelhafte Burschen“, lallt Brenton und schlägt den beiden Whitehunters auf die Schultern. „Ich würde euch bedenkenlos als Compagnons in meinen Betrieb nehmen. Bisher war mein einziges Hobby das Börsengeschäft, die Großwildjagd soll mein zweites Hobby werden. Wir bleiben so lange im Busch, bis ich meinen Jagdschein heruntergeschossen habe, und ihr seid meine Begleiter.“ Brenton geht mit schwankenden Schritten auf die Afrikaner zu. Das Gespräch der Boys am Feuer verstummt. Betrunkene Bwanas sind unberechenbar. Man weiß nie, ob sie plötzlich mit Geldstücken oder leeren Schnapsflaschen werfen. Brenton hat eine Flasche Gin in der Hand. Charly ist ihm gefolgt. „Kommen Sie zurück, Mr. Brenton, und trinken Sie mit uns noch ein Glas auf Ihren Elefanten.“ Aber Brenton schiebt Charly zur Seite. Mit gläsernen Augen stiert er die Boys an, die ängstlich zu ihm aufschauen. Plötzlich lacht Brenton laut heraus: „Hier, nehmt die Flasche und trinkt, ihr sollt auch merken, daß Brenton seinen ersten Elefanten schoß.“

„Sie sollten den Boys keinen Alkohol geben, Mr. Brenton“, sagt Charly.

„Seien Sie doch nicht so streng zu den Niggern“, gibt Brenton zurück. „Ein toter Elefant ist auch für Neger ein Grund zum Trinken. Was schießen wir morgen, Charly?“

„Vielleicht einen Kudu, wenn wir Glück haben“, antwortet Charly.

„Wieviel Elefanten stehen auf meinem Jagdschein?“ fragt Brenton.

„Zwei, Mr. Brenton.“

„Dann lege ich morgen meinen zweiten Elefanten um“, sagt Brenton und schlägt mit der Faust auf den Tisch, daß der Whisky aus den Gläsern schwappt.

Am Giraffenkadaver hocken die Löwinnen und verfolgen mit ihren Augen den hinkenden Löwen, der in großem Bogen um sie herumstreicht. Sie fauchen ihn an, als er versucht, sich ihnen zu nähern. Er legt sich neben dem lang auf dem Boden ausgestreckten Hals der toten Giraffe nieder. Aber schon nach wenigen Minuten steht er wieder auf. Es zieht ihn zu der brünstigen Löwin.

Sie duckt sich ins Gras. Er versucht, sie zu umgehen und sich ihr von der Seite zu nähern. Aber ehe er sie erreicht hat, springt die Löwin auf und ist, bevor er ausweichen kann, über ihm. Er wirft sich abwehrend auf den Rücken. Ihre Pranken schlagen in seine Mähne, reißen dicke Haarbüschel heraus, treffen sein Maul und fetzen die Lefzen auf. Sein Versuch, den Angriff zu erwidern, schlägt fehl. Die Löwin ist dem verletzten Löwen überlegen. Er kann sie nicht zwingen, sich vor ihm zu ducken, ihn zu dulden. Immer heftiger werden ihre Schläge. Schon blutet er aus vielen Wunden. Jetzt greift auch die andere Löwin, die bisher unbeteiligt zugeschaut hatte, in den Kampf ein. Der Löwe muß sich zurückziehen. So schnell es ihm sein verletztes Bein gestattet, trottet er davon. Die Löwinnen verfolgen ihn nicht. Sie wälzen sich auf dem Rücken, denn sie sind heiß und wollen von dem anderen Geschlecht bezwungen werden. Der Löwe sieht es nicht mehr. Es ist Nacht. Über dem Bruchstufenrand steigt der Mond hoch.

Auf der vom Mondlicht überstrahlten Steppe stehen die Giraffen, Zebras, Gnus, Kongonis und Thomsongazellen. Schläfrig haben die Gnus die Köpfe zum Boden hinabgesenkt. Die Zebras verlagern das Gewicht ihres Körpers abwechselnd auf die Beine der einen und der anderen Seite. Sie heben den ruhenden Fuß leicht an und stellen den Huf auf die Spitze. Das vor wenigen Tagen geborene Zebrakind liegt zu Füßen seiner Mutter und schläft. Kein Laut dringt über die Ebene. Erst nach Mitternacht heult eine Hyäne im Pori.

Als am Horizont ein fahler Schein den Himmel färbt und die Sterne verblassen, setzt sich die große Herde langsam in Bewegung. Voran schreiten die Giraffen. Sie ziehen zur Tränke.

Monate später geht eine kleine Zeitungsnotiz durch die Presse der Welt: „In Tanganyika, Ostafrika, trat im Gebiet von Mto-Wa-Mbu ein Löwe als man-eater auf. Er tötete innerhalb von drei Monaten acht Eingeborene. Es gelang einem von der Mandatsregierung beauftragten Whitehunter, den man-eater zur Strecke zu bringen.“

WAS in diesem Buch berichtet wird, hat sich tatsächlich zugetragen. Ich habe versucht, Mensch und Tier so zu schildern, wie ich sie auf meiner Ostafrikaexpedition 1956/57 erlebte. Weder die Personen noch die Handlung sind frei erfunden, jedoch habe ich die Namen und den Ort der Handlung verändert.

Eine neue Form der Jagd ist in Afrika aufgekommen, die Luxusjagd. Safarigesellschaften machen es sich zur Aufgabe, selbstverständlich gegen gute Bezahlung, dem Jagdgast die Reise in die Wildsteppen so bequem und gefahrlos wie nur möglich zu gestalten. Sie garantieren ihm schon im voraus den Abschluß von Elefanten, Nashörnern, Kaffernbüffeln, Antilopen, Löwen und Leoparden. Als Jagdgebiete werden gern die Ränder der Nationalparks und Wildreservate gewählt, wo die Tiere ahnungslos die Schutzgrenze überschreiten. Der „heroische“ Jäger wird von erfahrenen Berufsjägern geführt und geschützt, so daß er nur die Tiere niederzunknallen und sich am Morden zu ergötzen braucht. So reiht sich auch dieser Bericht in die vielen Anklagen ein, die gegen diese menschenunwürdigen Luxusjagden in den Kolonialländern erhoben werden.

Es kann und soll auch nur eine Skizze sein, die Eindrücke vom Leben der ostafrikanischen Steppe vermittelt, wie es mir damals entgegentrat. Sie soll zeigen, wie die Begegnung mit dem Kolonialherren, der sich auch „rassisch“ weit über dem Afrikaner stehend dünkt, häufig den moralischen Verfall nach sich zieht, selbst dort, wo sie nur flüchtiger Natur war. Mensch und Tier werden für ihn zur Ware, die mit Geld erworben werden kann und über die er frei verfügt. Achtung und Ehrfurcht vor dem Leben kennt er nicht. Verantwortungslosigkeit zeichnet ihn aus, denn die Ausbeutung des Menschen und der Natur ist das Prinzip seiner Gesellschaftsordnung.

Inzwischen ist für Tanganyika, das heutige Tansania, eine neue Zeit angebrochen. Am 9. Dezember 1961 feierte dieses Land seine Unabhängigkeit, um die es viele Jahre gerungen hatte. Die Engländer, die bis dahin als Treuhänder des Völkerbundes und später der UNO das Mandatsgebiet verwaltet hatten, wurden gezwungen zurückzutreten. Julius Nyerere wurde zum Ministerpräsidenten ernannt. Nyerere wurde 1922 am Viktoriasee als Sohn eines Häuptlings des Zanaki-Stammes geboren. Seit seinem 12. Lebensjahr ging er in die Schule und studierte 1943 bis 1945 an der Universität von Makerere, wo er auch das Lehrerdiplom erwarb. 1949 reiste er nach Edinburgh und legte nach drei Jahren Studium der Geschichte und Wirtschaftswissenschaften die Prüfung als „Master of Arts“ ab. Nach Tanganyika zurückgekehrt, arbeitete er als Lehrer und begann mit seiner politischen Tätigkeit, die 1954 zur Gründung einer Partei, der „TANU“, führte. Schon im folgenden Jahr forderte Nyerere in New York vor dem Treuhandschaftsrat der UNO die Unabhängigkeit für Tanganyika. Unermüdlich setzte er sich auch für seine Partei, für die „Tanganyika

African National Union“, ein und machte aus ihr eine starke Organisation. Mehrfach erhielt er Redeverbot, wurde sogar verhaftet und zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Aber die Freiheitsbewegung war unter seiner Führung so schlagkräftig geworden, daß die englische Mandatsregierung es nicht wagte, ernstem Widerstand zu leisten. Sie war gezwungen, Zugeständnisse zu machen und schließlich 1959 die ersten Wahlen zu veranstalten. 1960 entstand bei den Parlamentswahlen eine Kammer mit afrikanischer Mehrheit, und Nyerere trat an die Spitze der Regierung. Damit war der Sieg errungen, der schließlich ein Jahr später zur völligen nationalen Unabhängigkeit Tansanias führte. Auf dem schneebedeckten Gipfel des Kilimandscharo wehte am 9. Dezember 1961 die neue Flagge des freien Tansanias.

Nyerere ist ein Sohn seines Volkes. Bis zu seinem 12. Lebensjahr hat er, wie in unserer Erzählung der Massaiknabe, die Herden seines Vaters gehütet. Er ist mit den Sorgen und Nöten, die sein Volk unter der Kolonialherrschaft durchmachen mußte, vertraut und setzt seine ganze Kraft für eine schnelle Hebung des Lebensstandards der Afrikaner ein. In der Tierwelt seiner Heimat sieht er „einen großen nationalen Reichtum, den zu schützen und zu pflegen die Sache des ganzen Volkes ist“.

$\frac{N}{O}$